




wissenswert

Tagungsband

24. Wildtiermanagementtagung
Wege erzählen Geschichten – nicht nur Trophäen!
8. und 9. Oktober 2020

Impressum

Für den Inhalt verantwortlich: Die Referenten
Nationalparkrat Hohe Tauern, Kirchplatz 2, 9971 Matrei i.O.
Satz: Bianca Brugger, Nationalpark Hohe Tauern
Layout: vorauer&friends
Titelbild: Wanderweg c Specht



Inhaltsverzeichnis

Literarische Pfade DI Thomas HUBER	Seite	1
Das Erarbeiten der Trophäe als Weg zu sich selbst und zum Tier Uni.-Prof. Dr. Michael ROSENBERGER	Seite	6
Wege zum Wild - Der Jäger als Erzähler Dipl.-Ing. Norbert KERSCHBAUMER	Seite	11
Jagddruck und Wege des Wildes - ein Wechselspiel Univ. Doz. Dr. Armin DEUTZ	Seite	13
Der Pirschsteig - Weg zum Ziel Ing. Josef ZANDL	Seite	17
Jagd ist kein Sport ... oder doch? Dominik DACHS	Seite	23
Zeit am Wild Helmut NEUBACHER	Seite	25
"Wechsel - Wild" Raphael GRESSEL	Seite	30



Literarische Pfade

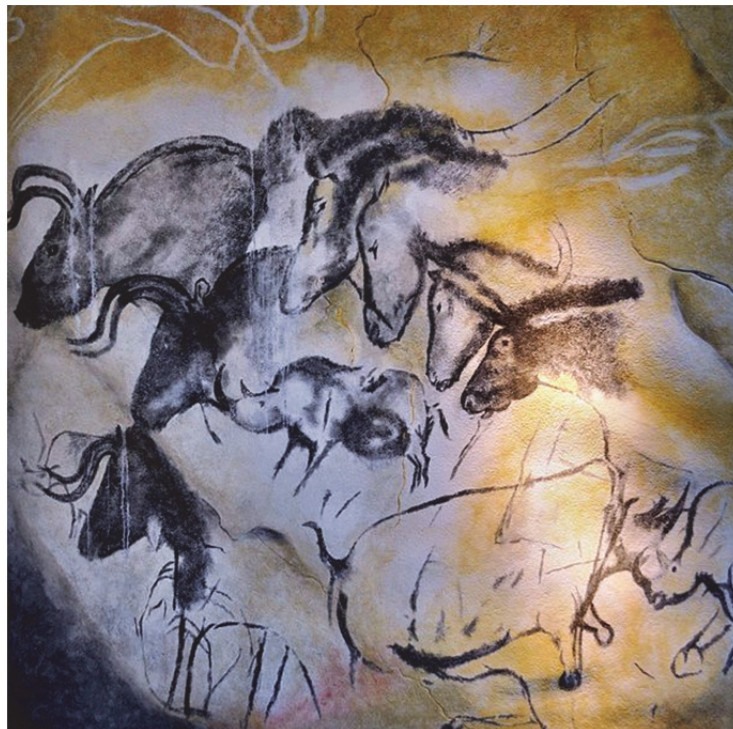
Wege erzählen Geschichten. So heißt es bereits im Tagungsthema. Es sind die verschiedenen Wege zum Wild zu kommen, die von den Vortragenden reflektiert werden. Wege zum Erleben des Wildes, Wege zum Erlegen des Wildes. Es sind die Kernthemen der Jagd, denen wir hier begegnen: Zeit, Raum, Intuition und Handwerk sowie die Stellung der Jagd in der Gesellschaft.

Doch neben den einzelnen Themen bleibt der Weg selbst, der Pfad oder Steig, den der Jäger/in entlang geht, in der Wahrnehmung nach dem gesuchten Wild. Entlang dieses Weges auf der Suche nach den verschiedenen Spuren des Wildes entsteht ein offener Raum, gefüllt mit Geräuschen, Gerüchen, Farben, Licht und Tiergestalten; gefüllt mit Begegnungen mit und ohne Gestalt. Von diesen Begegnungen mit der umgebenden Natur erzählen Menschen. Verdichtet beim Jäger, der dem Wild nachstellt, letztlich mit dem Ziel, dieses zu erbeuten, zu töten. Der Tod braucht Rituale. Das Erzählen ist eines davon.

Sprache und Feuer

Die Schrift, definiert als geordnete Zeichen, ist rund 3000 Jahre alt. Für eine größere Zahl von Menschen ist die gedruckte Schrift erst seit wenigen Jahrhunderten zugänglich. Davor und neben der Schrift wurde erzählt. Und dieser Zeitraum reicht weit in die Tiefe unseres Menschseins zurück. In seiner „Geschichte der Menschheit vor der Erfindung der Schrift“ ordnet Hermann Parzinger das Entstehen der Sprache der kontrollierten Verwendung des Feuers zu sowie die Abhaltung hochspezialisierter Treibjagden der damaligen Wildbeuter (2 Mio. bis 300 000 vor heute). Das Planen der Jagd, die Durchführung, das Töten und (zu der Zeit auch) getötet werden braucht Sprache. Die Feuerstellen der saisonal nomadisierenden Gruppen sind Mittelpunkte des sozialen Lebens wo Sprache und Erzählung entstehen.

Die Feuerstelle. Der Herd. Das Holz. Das Wild. Die Jagdhütte. Das Erzählen. Die immer währende Rückkehr?



Mit dem Auftauchen des „modernen Menschen“, des Homo sapiens, sind auch die Bilderzählungen der eiszeitlichen Höhlenmalereien zu datieren (ca. 30 000 v.Chr.). Die in ihrer Darstellungskraft und Genauigkeit verblüffenden Malereien lassen auf großes Wissen über die damalige Wildtierfauna schließen. Oder: wer (über Jahrtausende) solche Bilder schafft, der weiß auch darüber zu erzählen.

Beeindruckend vermittelt wird dies in Werner Herzogs „Die Höhle der vergessenen Träume“, einer filmischen Dokumentation der Höhlenmalereien in der mittlerweile geschlossenen Höhle von Chauvet in Südfrankreich. Über den Jäger als Spurenleser, der über die Interpretation von Indizien des verfolgten Wildes als erster eine Geschichte erzählt (Carlo Ginzburg), sei auf den Beitrag von Norbert Kerschbaumer verwiesen.

Jagdliteratur – Rückwege - Einige Texte

Die ursprüngliche Idee dieses Beitrages war, ältere und aktuelle Jagderzählungen in Jagdzeitschriften zu vergleichen und versuchen, auf inhaltliche Veränderungen der Erzählungen rückzuschließen.

Doch die Wege des Nachforschens entwickelten sich anders. Im Spätwinter dieses Jahres bestellte ich die Jubiläumsnummer der Zeitschrift wespennest zum Thema Essay. Und darin fand ich die wunderbar forschende Erzählung von Bengt Emil Johnson: Die Waldschnepfe. Anmerkungen unter dem Strich. Und darin fiel mir eine Stelle besonders auf, wo aus einem Aufsatz des Neunjährigen Bengt zitiert wird, mit einem Kommentar des Erwachsenen:

„Die Lichtung ist mit Erlen bewachsen und ein paar kleinen Birken. An einer Erlenwurzel sehe ich ein Stück Rinde. Plötzlich entdecke ich, dass sie einen langen Schnabel hat und zwei wachsamer, rollende, erschreckte Augen ... Ich werfe mich zu Boden und schlängle mich zum Nest vor ... Plötzlich mache ich eine unvorsichtige Bewegung. Sie wendet sich um, während ein paar Sekunden sehen wir einander direkt in die Augen. Und dann fliegt sie mit kräftigen Flügelschlägen davon.“

War das also schon alles? Dieser Augenblick, der mich nie mehr losgelassen hat. Denn von nun an galt es ernst. Ich hatte etwas erfahren, das ich seitdem zu verstehen, fortzuspinnen oder schlechthin noch mal zu erleben versuche.

Seit diesem Tag versuche ich mich stets wieder an die Stelle zurückzubeben, wo der Strich verläuft.

Diese Sätze lassen mich zurückdenken. An Bilder, die immer wieder vor meinen Augen auftauchen und mich jetzt noch diese Orte aufsuchen lassen oder mich in ihre Nähe ziehen.

Nach der Schule, Nachmittage im Herbst. Das Sitzen am Waldrand bis zur Dämmerung. Der Junge, der draußen sitzt und Tannenhäher jagt. Die Häher lassen sich in wellenförmigen Flügen den Berghang nach unten fallen, an die Wiesenränder, wo die Haselsträucher häufig sind. Sie kehren beladen zurück, schwerfällig ausholend von Baumwipfel zu Baumwipfel an Höhe gewinnend, hinauf in den Bergwald. In die beginnende Dämmerung hinein kommt der letzte Flug den Berg herauf, sie kommen alle gemeinsam, an guten Stellen sind es Dutzende. Ein geheimnisvolles Huschen der Flügel, schwarze Umrisse gegen den Abendhimmel, manchmal leises Krächzen. Andere Geräusche und Wildkörper im Dämmerwald. Hie und da fiel ein Häher vom Baumwipfel, getroffen von der kleinkalibrigen Munition; stolzes Erschrecken, doch von den Haselnüssen im Kropf war keine leer. Das leise Klopfen beim Durchstreifen der Haselstrauchreihen und Waldränder war mir bereits vertraut.

Nur wenig später entdeckte ich folgenden Satz von Christoph Ransmayr, der mich in seinem Erkennen berührt:

„Waren denn nicht alle unsere Wege und von allem Anfang an Rückwege gewesen?“

Dieser Satz scheint mir zentral zu sein. Für Lebenswege im Allgemeinen und die Wege der Jagd im Besonderen. Welche Wege gehen wir immer wieder und an welche Orte kehren wir zurück? Sind es Wege der Vielschichtigkeit oder einfach der Gewohnheit und ebensolche Orte? Oder Orte besonderer Erinnerung und Ereignisse?

In vielen Erzählungen, besonders mit jagdlichem Hintergrund, finden wir die Rückwege.

„Die Landschaft ist ein großes Gedächtnis. Wir reisen im Gedächtnis den Wegen entlang.“ - sagt B. E. Johnson in seinem Gedicht „Wege“.

Hier einige Textbeispiele:

Mensch und Bär

Eindringlicher als in Horst Sterns Jagdnovelle ist ein „Rückweg“, eine Rückkehr, kaum beschrieben worden. In ihren fortgeschrittenen Lebensjahren kehren ein Bankier und Jäger und ein Bär an ihre Erinnerungsorte zurück und aufeinander zu. Die präzisen und gleichzeitig poetischen Beschreibungen der handelnden Figuren und ihrer Wege sind von einer beeindruckenden Dichte.

In einem östlichen Land, in einem Museum, das die Jagd und ihre Kreaturen zum Gegenstand hat, hängt an einer Wand, gerahmt und unter Glas und aufgespannt auf grünem Tuch, das Fell eines Bären. (...) Davon, von diesem Bär und seinem Erleger, handelt diese Geschichte. Hinter ihren Wörtern ist sie wahr.

Es ist die Geschichte des Großbankiers Joop, der mit der Zauberkraft des Geldes die Welt verändert, auch die des alten Bären, der aus der Tiefe der bedrängten balkanischen Wildnis zurückkehrt an die Orte seiner Jugend. Hier wird er Joop begegnen, dessen Herrenwesen und Eloquenz so lange die Risse in seiner Welt der Täuschungen und Selbsttäuschungen zu überdecken vermögen, bis er, getrieben von versteckten Zweifeln, noch einmal die Auseinandersetzung mit der Natur sucht, die längst schon die Male seiner Geschäfte trägt. Der Bär ist sichere Beute, ja Opfer, lange bevor der tödliche Schuss fällt.

Wenn der Bär sich sichernd umsah, rollte das locker bebuschte Hügelland über den Horizont und fiel ins Ungewisse, so schnell lief er. Aber es war auch nur der Horizont eines Bären, sehr weit nicht und nicht sehr scharf. Der Adler sieht ein Blatt fallen, der Kojote kann es hören, der Bär kann es riechen, sagten die Sioux, lange bevor die Wissenschaft der Weißen mit Messdaten und Diagrammen dem Bär die göttliche Aura stahl. Noch immer aber macht er sich witternd ein Bild von der Welt. Hier nun lief er in seinem eigenen, nach Höhle und Darm riechenden Dunst, der sich in den Monaten der Winterruhe im Fell festgesetzt hatte. Mit tiefgenommener, laut atmender Nase laufend, roch er nicht viel anderes, als was ihn sein hochbeiniger Schaukelgalopp aus dem schlotternden Fell schüttete, denn der Wind in seinem Rücken hielt ihn mit diesem Dunst ummantelt. Aber als der Wind sich, unschlüssig, wohin er gehen sollte, einmal im Kreis drehte, nahm der Bär in seinem Eigendunst plötzlich einen Stich ins Aasige wahr, einen schalen Hauch von Blut auch. Das trieb ihm, ein Zeichen seines großen Hungers, sogleich lange Speichelfäden aus dem Maul. Unterm Schaukeln des Kopfes verfangen sie sich im Brustfell und glänzten darin wie Perlenschnüre. Es war Nachmittag, und der Bär lief nach Westen, auf die schon tiefstehende Sonne zu. Der Blutgeruch war ihm wie ein Knüppel zwischen die Beine gefahren und hatte sie aus dem Lauftakt gebracht. Holperig fiel er in Trab. Er windete, blieb darüber stehen, setzte sich kommod auf die Keulen und windete wieder, die schwarze Hundsnase hoch und nass. Der Blutgeruch war überm Boden, wo die strenge Ausdünstung der tauenden Erde ihn aufsog, für jegliche Gewissheit zu schwach, wurde indes beim Höhernehmen der Nase stärker. Als es, im Sitzen, höher mit ihr nicht mehr ging, stand der Bär auf.

Die Abenddämmerung sog den Bär auf und nahm ihn aus der sichtbaren Welt. Aufkommender starker Südwind riss ihm den weiten Mantel aus Höhlendunst vom Leib und trug ihn in stinkigen Fetzen fort, nach Norden, woher der Bär gekommen war. Der einsetzende Regen brauchte nicht lange, um ihn bis auf die Haut zu durchnässen; der Winterschlaf schien ihm das Fett noch aus den Haaren des Fells genommen zu haben. So hatte er alles verloren: die Gestalt an die Nacht, den Geruch an den Wind und die Kraft an den kleinen Tod im langen Schlaf.

Der gerissene Zwölfpfünder, ein Hase

In seiner Erzählung „Von Tieren und Menschen“ berichtet Meinrad Inglin von einer Hasenjagd. Die Brackade gilt wieder einmal dem alten, gerissenen Hasen, dem „Zwölfpfünder“. Ein Beispiel, wie gute Jagderzählungen Reflexionen zu Tier und Mensch beinhalten. Wissen über das Wild ist Grundlage dieses Schreibens und Literatur ist Literatur, deshalb muss nicht jede Bewegung des Hasen wie beschrieben erfolgt sein. Aber eines ist sicher: auch diese Geschichte ist hinter ihren Wörtern wahr.

„Plötzlich brach die Fährte ab, als ob hier der Hase zum Himmel gefahren wäre. Lämp ließ sich nicht verblüffen, er begann Kreise zu schlagen, zuerst einen kleinen um das Fadenende, dann einen größeren; dies führte aber zu nichts, woraus er schloss, dass der Hase auf seiner eigenen Spur zurückgehoppelt sein musste. Er lief zurück, doch im Zickzack, kreuz und quer, dann rannte er fast über die eigene Nase hinaus, so schnell hielt die Nase an. Jetzt hatte er den Absprung gefunden, hier war der Hase in einem einzigen, zwei Meter langen Satz aus der Fährte gesprungen, genau bis an den Waldrand. Er geriet in hohe Erregung, sein Schwanz wirbelte, seine langen Ohrlappen hoben sich um Fingerbreite und zum Erstenmal entfuhr ihm ein paar Laute.

Der Hase saß drei Sprünge von ihm entfernt in den Farren. Der Augenblick nahte für ihn, dieser so oft erlebte Augenblick, wo es um Tod und Leben ging, und die Muskeln und Sehnen seiner eingezogenen Läufe spannten sich; doch statt offen auszufahren, schlich er, als der Hund noch einmal im Holze verschwand, geduckt zwischen den Farren hinab, fuhr etwas weiter unten in den Waldrand hinein und flüchtete nun mit hochgestellten Lauschern und fliegenden Läufen auf dem unbequemsten Weg durch den rauen Bergwald, gegen den natürlichen Trieb seiner Läufe, der ihn auf freies Feld und ebene Wege wies. Er war auf der Flucht vor allzu vielen Hunden auch schon in tiefe Löcher hineingekrochen wie ein Schneehase, gegen seine Natur, aber zu seinem Glück. Sein ganzes Geheimnis bestand darin, manchmal gegen seine eigenen Instinkte zu handeln wie die Menschen; ihm schlug es zum Heil aus.“

Von Bären, Hunden und Hirschen. Der vergehenden Wildnis. Vom Erzählen an sich.

William Faulkner erzählt von einer untergehenden Welt. In seinem gesamten Werk. So auch in „Der große Wald. Vier Jagdgeschichten.“ Von der Wildnis des nördlichen Mississippi und ihrem Wild, von den Jagdfahrten und vom Verschwinden dieser Welt. Er erzählt vom jungen Isaac McCaslin entlang des Weges bis zum alten Jäger. Archaisch, männlich geprägt, auch von der Seele eines braunen Getränkes. Für die Sätze von William Faulkner braucht man Zeit.

„Diesmal war es ein Mann und ein Hund außerdem. (...) Isaac McCaslin war sechzehnjährig. Seit nunmehr sechs Jahren war er im Gefolge eines Mannes ein Jäger gewesen. Sechs Jahre lang hatte er den besten Gesprächen zugehört, die es gibt: Von der Wildnis nämlich, den großen Wäldern, größer und älter als irgendein Dokument berichten konnte (...). Es ging die Rede von den Männern, nicht von Weißen noch Schwarzen noch Roten, sondern von Männern, Jägern, begabt mit dem Willen und der Kühnheit auszudauern, und der Demut und Geschicklichkeit mit dem Leben davonzukommen, und daneben und als Hintergrund die Hunde und der Bär und das Rotwild, geliefert und bereitgestellt von und inmitten der Wildnis in dem uralten und unablässigen Kampf nach den uralten und unnachsichtigen Regeln angesichts deren jedes Bedauern nichtig ward und es keine Schonung gab; von allem der beste Zeitvertreib, zu raunen davon und vor allem am besten ihnen zuzuhören, den ruhigen und gewichtigen Stimmen, die so bedacht waren auf Rückblick und Erinnerung und Genauigkeit zwischen den sichtbaren Trophäen – den angepflockten Büchsen und Geweihen und Fellen – in den Bibliotheken der Stadthäuser oder den Büros der Plantagenhäuser oder (am allerbesten) in den Waldlagern selbst, wo noch das frische und blutwarme Fleisch hing, wo die Männer, die es geschossen, vor den brennenden Scheiten auf der Feuerstelle saßen, falls es eine Behausung und Feuerstelle gab, oder, wenn es das nicht gab, um die rauchigen Flammen eines Holzstoßes gesellt vor ausgespannten Zeltdecken. Immer war eine Flasche dabei, so dass es ihm immer so schien als hätten sich jene herrlichen Augenblicke des Herzens und Geistes und Mutes und der List und Schnelligkeit in diesem braunen Getränk konzentriert und geklärt, das weder die Frauen noch Knaben noch Kinder tranken, sondern nur Jäger, und sie tranken nicht von dem Blut, das sie vergossen sondern etwas von der verdichteten Unsterblichkeit des ungestümen Mutes, tranken sie in Maßen in Demut sogar, nicht in heidnischem Wahn und grundloser Hoffnung sich damit die Tugenden der Schlauheit und Kraft und Schnelligkeit anzueignen, sondern diesen Tugenden zu Ehren. So schien es ihm an diesem Dezembermorgen nicht nur natürlich sondern geradezu passend dass die Sache mit dem Whisky begonnen hatte.“

Old Sam Fathers lebte damals noch, er, der als Sklave auf die Welt gekommen war, Sohn einer Negerin und eines Chickasaw-Häuptlings, Old Sam, der mich schießen gelehrt hatte, nicht bloß, wann, sondern auch, wann nicht zu schießen; in einem ebensolchen november-Morgengrauen, wie wir es morgen früh haben werden, hat mich Old Sam geradewegs zu der großen Zypresse geführt, weil er wusste, der Hirsch würde dort vorbeiziehen, denn in Sam Fathers Blut war etwas, das auch im Blut des Tieres war, und da standen wir vor dem riesigen Stamm, Sam Fathers, der damals siebzig Jahre zählte, und ich zählte deren damals bloß zwölf; und es war nichts da außer dem Morgengrauen, bis plötzlich der Hirsch da war, rauchfarben aus dem Nichts aufgetaucht, herrlich, prachtvoll in seiner Haltung, und Sam sagte: „Jetzt! Schieße rasch und schieße langsam!“ Und das Gewehr hob sich schnell und ohne Hast, wie aus eigenem Antrieb und Willen, und ballerte los, und ich ging zu dem Hirsch, der noch unverseht und noch in der gleichen prachtvollen Haltung dalag und unter Sams Messer schweißte, und Sam tauchte seine Hände in den heißen Schweiß und zeichnete auf ewig mein Gesicht damit, während ich dastand und mich bemühte, nicht zu zittern, demütig und auch vor Stolz, obwohl ein zwölfjähriger Knabe es eigentlich nicht hätte in Wort fassen können: „Ich habe dich getötet; fortan darf mein Verhalten dein erlöschendes Leben nicht beschämen. Von nun an muss mein Betragen auf ewig mit deinem Tode im Einklang stehn.“

Leute, die sich früher im Wagen oder zu Pferde über Land zu den Anlegestellen der Dampfer nach Memphis und New Orleans begeben hatten, konnten jetzt von fast überallher die Bahn benutzen. Und bald darauf gab es auch Schlafwagenzüge, die ganze Strecke von Chicago und den Städten im Norden und dem Geld des Nordens: die Yankee-Dollars tauchten in Betttüchern und sogar in Wohnzimmern auf, um die Wildnis zu erschließen, um sie mit dem Gewinsel der Sägen weiter und immer weiter dem Verkümmern entgegenzustoßen; was einst ein unendlicher, ununterbrochener unangetasteter Bereich gewesen war, erlebte jetzt einen Boom in Baumwolle und Nutzholz. Oder vielmehr: einen Boom einfach des Geldes: Einsiedler Profit hatte die Zwillinge Solvenz und Bankrott gezeugt, und alle drei zusammen trieben jetzt so rasend schnell Geld ins Land, dass sich das Problem stellte, es wieder loszuwerden, ehe es seine Besitzer überschwemmte und erstickte.

Vom Spazieren

H.D. Thoreau´s Essay „Vom Spazieren“ erzählt von einer Philosophie des Gehens. Vom Gehen und Sehen entlang des Weges. Es braucht nicht viel. Ja, schon: Zeit.

„Auf meinen Spaziergängen möchte ich jedoch bei Sinnen sein. Was soll ich im Wald, wenn ich dabei an etwas denke, was nicht im Wald ist? (...) Meine Umgebung ermöglicht viele schöne Spaziergänge, und obgleich ich seit vielen Jahren fast täglich und manchmal sogar tagelang unterwegs bin, ist der Vorrat noch nicht erschöpft. Ein gänzlich neuer Ausblick ist ein großes Glück, das für mich an jedem beliebigen Nachmittag möglich ist. In zwei oder drei Stunden kann ich in einer Gegend sein, die mir so fremd ist, wie ich sie mir nur wünschen kann. Ein Farmgebäude, das ich zuvor nicht wahrgenommen hatte, ist manchmal so interessant wie die Behausung des Königs von Dahome. In der Tat lässt sich zwischen den Möglichkeiten, die eine Landschaft in einem Radius von zehn Meilen bietet – einer Strecke, die man an einem Nachmittag bewältigen kann -, und dem etwa siebzig Jahre währenden menschlichen Leben eine Ähnlichkeit erkennen. Mit beiden ist man nie ganz vertraut.“

Und wenn wir hinauskommen, hinauseilen, und verschoben in der Zeit durch den Wald eilen, nicht eins mit sich selbst, dann, ja, dann lassen wir uns berühren von den Wesen dort und vielleicht schaffen wir einen kurzen Augenblick der Einheit. Nochmals Bengt Emil Johnson:

„An blauenden Aprilabenden kann es geschehen, dass man sich beim Gehen neben sich selbst ertappt. Eine undurchdringliche, dünne Schicht scheint mich von mir zu scheiden – und uns von einer anderen Welt. Es gibt ja eine andere Welt: gleich nebenan, abgeschlossen indes hinter der Schicht der Zeit? Da kommt eine Waldschnepfe. Mit ihrem langen Schnabel punktiert sie die Schicht und man stimmt zusammen, stimmt mit sich selbst überein, einen Augenblick lang.“

Literarische Pfade

Die zitierten Textstellen sind lediglich ein kleiner Ausschnitt der Variationen des Erzählens. Ein anfangs angestrebter Vergleich von Geschichten älteren und neueren Datums in Jagdzeitschriften wäre anmaßend, da aus der Zeit geschrieben. Und doch, was ist fühlbar: die fehlende Zeit und damit die oft fehlende langsame Bewegung, das bedächtige Gehen entlang sichtbarer und unsichtbarer Wege; Wissen und Reflexionen über Mensch, Wild und Landschaft über die belebte und unbelebte Natur.

Sei´s drum: wichtig ist das Erzählen zu fördern, das Erlebte der Jagd zu formulieren, von den Bildern im Kopf zu erzählen und die Flut der schnellen Bilder zu ignorieren; erzählen dort, wo die Dinge geschehen, im Anblick des erlegten Wildes, bei den Feuern der Jagdhütten, an allen Orten, wo Wild und Menschen zusammentreffen. Die Farbe des Getränkes wird sich ergeben.

Verwendete Literatur

William Faulkner: Der große Wald. Vier Jagdgeschichten. Fretz & Wasmuth Verlag, Zürich 1964.

Meinrad Inglin: Von Tieren und Menschen. In: Jagdlicher Notvorrat. Einunddreissig Jagderzählungen.

Hrsg. Von Samuel R. Petrs, Salm Verlag, Bern 2014.

Bengt Emil Johnson: Die Waldschnepfe. Anmerkungen unter dem Strich. In: Essay, wespennest Nr. 177, November 2019.

Bengt Emil Johnson: Wege. In: Elchzeit. Gedichte. Verlag Droschl, Graz 2007.

Hermann Parzinger: Die Kinder des Prometheus. Eine Geschichte der Menschheit vor der Erfindung der Schrift. C.H. Beck Verlag, München 2014.

Horst Stern: Jagdnovelle. Kindler Verlag, München 1989.

Henry David Thoreau: Vom Spazieren. Ein Essay. Diogenes Verlag, Zürich 2004.

DI Thomas HUBER, Wildbiologe

Das Erarbeiten der Trophäe als Weg zu sich selbst und zum Tier

Aspekte einer Spiritualität

Wie in jedem Sport dreht sich auch bei der (Freizeit-) Jagd viel um die Trophäe. Sie allein macht den vergleichenden Wettbewerb mit JagdkollegInnen möglich (ob ihre Taxierung nun durch eine Bewertungskommission oder online erfolgt). Doch so gerne wir uns vergleichen – auf Dauer schafft das keine Befriedigung. Zugleich verspricht die Trophäe die Dauerhaftigkeit der Erinnerung an den Jagderfolg, ist theologisch gesprochen ein „Sakrament“ dieses Erfolgs. Doch aus der Religion wissen wir, wie flüchtig die Wirkung von Sakramenten ist. Sie muss regelmäßig aufgefrischt werden – durch die Erneuerung des (Tauf-, Ehe- oder Weihe-) Versprechens oder durch den wiederholten Sakramenten Empfang. Nicht eine übermäßige Konzentration auf die Trophäe „sättigt die Seele“, wie es Ignatius von Loyola formulieren würde, „sondern das Verspüren und Verkosten der Dinge von innen her“ (vgl. Geistliche Übungen Nr. 2).

Es liegt daher die Vermutung nahe, dass dem Weg zur Trophäe mehr Bedeutung geschenkt werden sollte. Denn schon rein zeitlich nimmt er viel größeren Raum ein als das Erlegen des Wilds selbst. Auch das gleicht anderen Sportarten: Das Training dauert länger als der Wettkampf, und der Wettkampf dauert länger als die Preisverleihung.

Kann das „Erarbeiten der Trophäe“ – so die mir gestellte Frage – ein (besserer) Weg zu sich selbst und zum Tier sein? Die Überschrift ohne Fragezeichen setzt voraus, dass das so ist – trotz des darin inbegriffenen Tötungsvorgangs. Sofern dieser reflektiert, sach- und tiergerecht geschieht, kann er ethisch verantwortbar sein, wie ich andernorts dargelegt habe. Dann und nur dann kann er auch ein Weg zu sich selbst und zum Tier sein. In meinen folgenden Ausführungen wird allerdings deutlich werden, dass die Findung seiner selbst und des Tieres dem Jäger oder der Jägerin viel abverlangt: Die Tötung und die Trophäe machen dann nämlich nicht den Großteil des Jagens aus, sondern eher einen kleinen Teil davon.

Der Weg zu sich selbst

Jede Epoche hat unhinterfragte Grundanschauungen, die eine Eigendynamik entwickeln und – weil nicht reflektiert – die Selbstfindung der Individuen behindern. Auf dem Weg zu sich selbst muss jeder und jede Einzelne diese epochenspezifischen Hindernisse überwinden. In sieben Punkten skizziere ich solche Hindernisse der Moderne und die Möglichkeiten ihrer Überwindung. In der soziologischen Analyse greife ich dabei vor allem auf die Arbeiten von Karl Heinrich Bette zurück.

Selber machen in einer Zeit des Outsourcings und der Fremdsteuerung

Die moderne Gesellschaft nimmt dem Menschen immer mehr von seinen Handlungsmöglichkeiten. Durch die kontinuierlich wachsende Eigendynamik gesellschaftlicher Teilsysteme bieten sich dem Individuum immer weniger Möglichkeiten, sein Leben selbst in die Hand zu nehmen. Der oder die Einzelne wird zunehmend fremdgesteuert, und die eigene Ohnmacht wird ihm medial durch Schreckensnachrichten aus der globalisierten Welt vorgeführt. Doch der Mensch will handeln, seine Welt selbst gestalten, Handlungsmacht über sein Leben und seine Umwelt erfahren. Er sucht nach Möglichkeiten, „die Welt im Kleinen in den Griff zu bekommen und zu ordnen.“ (Karl-Heinrich Bette 2003,44)

Die moderne Gesellschaft ist außerdem eine Mediengesellschaft. Viele der Grundlegenden Erfahrungen werden nicht mehr am eigenen Leib vollzogen, sondern über mediale Bilder und Worte vermittelt. Dennoch haftet dem Menschen ein unauslöschliches Bedürfnis nach unmittelbarem Erleben und direkten Eindrücken an.

Etwas selber zu machen hat von daher für die Selbstwerdung höchste Bedeutung. Seine Frucht ist zugleich kognitiv und emotional: Wer etwas selbst macht, lernt mehr und intensiver als der, der sich das Wissen über die Medien aneignet. Und er beginnt sein Tun zu lieben, entwickelt zu ihm eine starke emotionale Beziehung. Einem Tier über Monate nachzuspüren, es über einen langen Zeitraum zu beobachten ohne es zu schießen, es zu erlegen und selber über eine längere Wegstrecke zu tragen, bis man einen Fahrweg erreicht, und es schließlich zu zerlegen – all das schreibt sich tief in die eigene Identität, biblisch das eigene „Herz“ ein.

Der Natur nahe sein in einer Zeit der Naturentfremdung

Die moderne Gesellschaft entfremdet den Menschen von der Natur, denn ihre Fremdbestimmung erfolgt vorwiegend durch kulturelle, technische und soziale Zwänge. Genau deshalb ist für den modernen Menschen die Naturnähe so wichtig geworden. Naturnähe meint in diesem Kontext vor allem das Enthoben sein von gesellschaftlichen Zwängen, also von „der Kompliziertheit von Geld, Macht, Wissen oder Wahrheit.“ (Karl-Heinrich Bette 2003,44)

Die Jagd bietet eine befristete Fluchtmöglichkeit aus den Systemzwängen der Gesellschaft. Aber ihr Potenzial entfaltet sie nur, wenn Jägerinnen sie naturnah praktizieren. Solche Naturnähe entsteht nicht, wenn Jäger mit dem Auto bis an den Ansitz fahren oder die Jagd allein als Blick durch den engen Fokus des Fernglases verstehen. Naturnähe bedeutet ein Durchstreifen des Reviers und ein aufmerksames Beobachten weit über die jagdlichen Notwendigkeiten hinaus; ein ehrfürchtiges und schrittweises Sich-Annähern an das Wild; sowie ein ganzheitliches Verstehen und Lieben der Natur als eines wundervoll zusammenspielenden Ökosystems.

Unverwechselbares erleben in einer Zeit der Anonymisierung

Die moderne Gesellschaft tendiert zur Anonymisierung und Vermassung der Menschen, sie ist eine Massengesellschaft. Der Mensch hingegen sucht nach Individualität und Unverwechselbarkeit. Indem er eigene Herausforderungen besteht und von ihnen erzählt, kann er sein Selbstbild auf hervorragende Weise von dem „durchschnittlicher“ Menschen abheben.

Die Geschichte einer Trophäe wird aber erst unverwechselbar, wenn sie weit über die Trophäe hinausgeht. Der Jäger oder die Jägerin muss diese Geschichte entdecken, um sie später erzählen zu können – und zwar nicht nur die Geschichte der letzten Atemzüge des Tieres. Am besten beginnt diese Geschichte bei der Herkunft des Tieres und lässt seine individuellen Gewohnheiten erkennen. Das bedarf langer und intensiver Beobachtungszeiten.

Im Jetzt leben in einer Zeit der Beschleunigung

Die moderne Gesellschaft ist geprägt von einer steten Ausrichtung auf die Zukunft. Der Mensch sucht immer neue Erlebnisse und, denen er hinterherläuft, nachhetzt. Prägende Erfahrungen hingegen finden in der Gegenwart statt (Karl-Heinrich Bette 2003,47). Wer sie sucht, muss den Augenblick wahrnehmen und im Hier und Jetzt leben.

Auf Dauer entsteht keine Freude, wenn eine Tätigkeit nur als Mittel zum Zweck gesehen und vollzogen wird. In einer Zeit der Hektik und der Beschleunigung immer nur der Zukunft hinterherzurennen, immer noch mehr und noch tollere Trophäen zu wollen – das untergräbt und zerstört das Eigentliche – den Weg zu sich selbst.

Einen Weg zurücklegen in einer Zeit der Enträumlichung

In der modernen Gesellschaft überbrücken Verkehrs- und Kommunikationstechnologien Raum und Zeit und lassen Entfernungen auf null zusammen schrumpfen. Doch der Mensch hat ein Bedürfnis, räumliche und zeitliche Widerstände zu erfahren. Er braucht ein Gespür für Entfernungen und geografische Räume.

Man könnte den lange Wege zur Trophäe gehenden Jäger in diesem Kontext als einen „Spezialisten für die Wiedereroberung der durch Transport- und Kommunikationstechnik verdrängten Zwischenräume“ (Karl-Heinrich Bette 2003,46) bezeichnen. Wenn er auf kaum sichtbaren Pfaden zu Fuß umherstreift, sind für ihn einige Kilometer noch eine große Distanz. Er wird ein ganz anderes Gespür für den Lebensraum des Wildes entwickeln, dessen Wege nach- oder mitgehen und so dessen Lebenswelt entdecken.

Zwischenbilanz: Durch den Weg sich selber finden

Fünf Grundbedürfnisse habe ich dargestellt, die uns dazu helfen, uns selbst zu finden, Bedürfnisse, die die Moderne eher blockiert. Für die Geisteswissenschaften sagen diese Bedürfnisse etwas über den Menschen und seine existenziale Grundstruktur. Der Mensch sucht Selbstwirksamkeit, Naturnähe, unverwechselbare Identität, unmittelbares Erleben im Hier und Jetzt und räumlichen Widerstand und in alledem sich selbst.

Diese Suche nach sich selbst haben Philosophie und Theologie seit jeher als Weg beschrieben, den es zu gehen gilt. a) Ohne Weg keine Erfahrung: Wenn wir jemanden als „Experten“ bezeichnen, dann meint das wörtlich jemanden, der ein Experiment gemacht hat. Und wie das deutsche Wort „Erfahrung“ bezeichnet auch das lateinische Wort „experimentum“ ein Wissen, dass aus dem Gehen („Fahren“) eines Weges

gewonnen wurde. Erfahrung und Experiment leiten sich etymologisch von der indogermanischen Wurzel „per-“ = fahren ab. b) Ohne Weg kein personales Reifen: Wer nicht bereit ist, sich den Unwägbarkeiten eines Weges auszusetzen, wird in seiner Persönlichkeit verkümmern. Gerade das Gehen von Wegen bringt Bewährung, Fortschritt und persönliches Wachstum. c) Ohne Weg keine Autonomie: Solange der Mensch im großen, ihn behütenden Strom der Masse mitschwimmt, wird er nicht zu Selbststand und Profil gelangen. d) Ohne Weg keine Erfüllung: Wer sein Leben nicht wagt, wird es auch nicht gewinnen, sagt ein altes Sprichwort. Seine eigene Existenz, das Gelingen des eigenen Lebens aufs Spiel zu setzen ist unumgänglich, da sonst das Leben leer bleibt. Glück und letzten Sinn findet nur, wer gibt, wagt, riskiert.

Die soziologische Analyse von Bette und die existenzphilosophische Sicht des Weges des menschlichen Lebens entsprechen einander: Was jene auf der Ebene partikularer Einzelvollzüge präzise analysiert, benennt diese in einer holistischen Gesamtschau menschlichen Lebens: Mensch sein heißt, sich auf einen Weg einlassen.

Sich selber loslassen in einer Zeit des Erfolgszwangs

Ich möchte einen letzten, spirituellen Punkt ergänzen, der über Bette hinausgeht. Die moderne Gesellschaft ist gekennzeichnet von einem schier unermesslichen und alles dominierenden Effizienzdenken. Ineffizienz ist in dieser Weltsicht teuflisch und muss unter allen Umständen ausgerottet werden. Und das nicht nur in der Wirtschaft, nein, auch in der Kultur und sogar – am allerschlimmsten – in Urlaub und Freizeit.

Dieses Denken macht auch vor der (Freizeit-) Jagd nicht Halt. Es fordert, alles jagdliche Tun auf die Trophäe zu konzentrieren. Aber je mehr der Jäger diesem Imperativ folgt, umso mehr wird er dabei sich selbst verlieren. Der ethische und spirituelle Kernsatz Jesu von Nazareth lautet: „Wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben verliert, wird es retten...“ (Mk 8,35). Abgewandelt auf die Jagd: Wer sich auf die Trophäe fixiert, wer sie mit aller Macht erringen will, wird sie (im Herzen) verlieren – sie wird schon bald leer und schal sein. Wer aber gar nicht so sehr auf die Trophäe fixiert ist, für den kann sie später einen einzigartigen Wert erhalten.

Der Weg zum Tier

Nun wäre es zynisch, die Jagd als einen Weg zu sich selber zu beschreiben, wenn sie nicht zugleich und sogar noch viel mehr ein Weg zum individuellen Tier wäre. Selbstfindung auf Kosten eines anderen Geschöpfes kann keine wirkliche Selbstfindung sein. Deswegen muss ich jetzt diesen Weg zum Tier beschreiben.

Beim Tier ankommen in Zeiten der Verdinglichung

Mindestens seit René Descartes (1596 – 1650) wird das Tier primär als „res extensa“ betrachtet, als „ausgedehnte Sache“, denn nach Descartes kann es nicht sprechen und denken: Seine These ist „nicht bloß, dass die Tiere weniger Vernunft als die Menschen, sondern dass sie gar keine haben... und allein die Natur in ihnen nach der Disposition ihrer Organe handelt. Man sieht ja auch, dass ein Uhrwerk, das bloß aus Rädern und Federn besteht, richtiger als wir mit aller unserer Klugheit die Stunden zählen und die Zeit messen kann.“ (René Descartes 1998,54f) Bis heute wirkt dieses Bild von Tieren als seelenlosen Maschinen in der abendländischen Gesellschaft nach. Ob von Descartes gewollt oder nicht, hat es zu einer rein zweckrationalen Sicht auf das Tier geführt, die dieses fast völlig den ökonomischen Interessen und Gesetzmäßigkeiten unterwirft.

Auch die Jagd steht in der Gefahr, sich von dieser Sicht vereinnahmen zu lassen. Sie redet vom erlegten Tier gerne als einem „Stück“. Wenn die Jagd aber als ein langer Weg zum Tier verstanden und praktiziert wird, wird das einzelne Tier als eigenständiges Gegenüber, als Du und als charaktervolle Persönlichkeit wahrgenommen. Das ist auch die biblische Sicht auf das Tier – nie wird es dort auf seinen Nutzen reduziert oder fokussiert. Eine Jagd der langen Wege kann also tatsächlich beim Tier ankommen – in einer Zeit enormer Verdinglichung der („Nutz“-) Tiere.

Das Tier als Akteur wahrnehmen in Zeiten des Anthropozäns

Der Mensch hat die Erde fast vollständig in seine Dienste gestellt. Es gibt praktisch keine Naturräume mehr, die nicht erheblich vom Menschen verändert und gestaltet würden. Das ist die Kernthese, die sich hinter dem Begriff „Anthropozän“ (Paul Crutzen/ Eugene F. Stoermer 2000) verbirgt. Wörtlich bezeichnet der Begriff „das menschlich [gemachte] Neue“. Sprachlich schließen Crutzen und Stoermer damit an die Bezeichnung „Holozän“, wörtlich „das völlig Neue“ an, die die postglaziale Epoche der letzten zehn- bis

zwölftausend Jahre beschreibt. Inhaltlich behaupten sie mit dem Begriff, dass mit der Industrialisierung ein neues Erdzeitalter begonnen hat – eine markante These, die aber große wissenschaftliche Akzeptanz gefunden hat. Der Mensch ist zum wichtigsten Einflussfaktor auf alle (!) biologischen, geologischen und atmosphärischen Prozesse der Erde geworden.

Um aus dem unheilvollen Paradigma des Anthropozäns einen Ausweg zu finden, haben sich die wissenschaftlichen Tierstudien (Animal Studies) die sogenannte „Agency-Theorie“ zueigen gemacht: Sie wollen das Tier als Agent wahrnehmen, der mit seiner Umwelt einschließlich des Menschen etwas macht. Das Tier ist nicht nur Opfer, Objekt, sondern auch Täter, Subjekt. Diese Handlungsmacht des Tieres wahrzunehmen gehört zu den großen Potenzialen einer Jagd der langen Wege. So jedenfalls sehen es zahlreiche klassische Heiligenlegenden, in denen Tiere vorkommen, allen voran die Legende des Jagdpatrons Hubertus. Der Hirsch verändert das Leben des Heiligen radikal. Genau das macht gute Jagd aus: Dass sich der Jäger vom Tier verändern lässt. Dass er eben nicht der Hybris des Anthropozäns anhängt, er habe alles selbst in der Hand, sondern dass er spürt, dass auch das Tier Macht hat und seine Welt gezielt und aktiv gestaltet, und dass er dem Tier diese Macht zugesteht.

Im Tier sich selbst erkennen in Zeiten des Anthropozentrismus

Auf einer Felswand in der Höhle von Leang Bulu' Sipong auf der Insel Sulawesi, befinden sich in dunkelrotem Pigment Darstellungen von Tieren und Tier-Mensch-Mischwesen. Das Alter der Malereien wird auf mindestens 43900 Jahre geschätzt. Es handelt sich um die ältesten figurativen Kunstwerke der Welt (Maxime Aubert et al. 2019). Auch in vielen prähistorischen Höhlen Frankreichs und Spaniens finden sich Malereien von Tieren und Jagdszenen. Solche Szenen hatten, darin ist man sich heute einig, für die damaligen Menschen auch psychologische und spirituelle Bedeutung. Der prähistorische Mensch verehrte das Tier, weil er sich in ihm und in seiner Beziehung zu ihm selbst erkannte. Menschsein definiert sich aus dem Tier sein und aus der Mensch-Tier-Beziehung. Diese tiefe Wahrheit ist im modernen Anthropozentrismus weitgehend in Vergessenheit geraten.

Eine Jagd der langen Wege hat viel Gelegenheit dazu, im Tier sich selbst zu erkennen. Im lebenden Tier mit seiner Lebenslust, seinen individuellen Charaktereigenschaften, seinen Interaktionen mit ArtgenossInnen, seinen unverwechselbaren Lebensgewohnheiten. Aber auch im sterbenden Tier – denn die Sterblichkeit haben wir Menschen unweigerlich mit den Tieren gemeinsam. Wo die Tötung eines Tieres nicht im Rausch des Alkohols ertränkt wird, sondern demütig und vielleicht sogar zitternd wahrgenommen und ausgehalten (!) wird, kann der Jäger spüren, wie klein er im großen Universum ist. Und womöglich wird er – sofern er glaubt – sogar den Schöpfer spüren.

Epilog: Der Weg zum Tier als Weg zu sich selbst

„Das Erarbeiten der Trophäe als Weg zu sich selbst und zum Tier“ lautet der Titel meines Vortrags. Eigentlich müsste man die Reihenfolge umdrehen: Nur wenn Jäger oder Jägerin den weiten Weg zum Tier und mit dem Tier geht, wenn er oder sie ihn wirklich geht, kann er oder sie auch zu sich selber finden.

Literatur

Maxime Aubert, Rustan Lebe, Adhi Agus Oktaviana, Muhammad Tang, Basran Burhan, Hamrullah, Andi Jusdi, Abdullah, Budianto Hakim, Jian-xin Zhao, I. Made Geria, Priyatno Hadi Sulistyarto, Ratno Sardi & Adam Brumm 2019: Earliest hunting scene in prehistoric art, in: Nature 576, 442–445.

Karl-Heinrich Bette 2003, Volles Risiko. Extremsport und Abenteuerliche Suche als Lebenselixier, in: Psychologie heute 30/5,42-47.

Paul J. Crutzen/ Eugene F. Stoermer 2000, The “Anthropocene”, in: The International Geosphere–Biosphere Programme (IGBP) Global Change Newsletter No. 41/ May 2000, 17-18.

René Descartes 1998, Abhandlung über die Methode des richtigen Vernunftgebrauchs und der wissenschaftlichen Wahrheitsforschung, Stuttgart.

Peter Kunzmann/ Michael Rosenberger 2012, Ethik der Jagd und Fischerei, in: Herwig Grimm/ Carola Otterstedt (hg), Das Tier an sich? Disziplinen übergreifende Perspektiven für neue Wege im wissenschaftsbasierten Tierschutz, Göttingen, 297-314.

Michael Rosenberger 2019, Allem Wild dienen. Überlegungen zu einer aus tierethischer Sicht vertretbaren Jagd, in: Elke Diehl/ Jens Tuidler (hg), Haben Tiere Rechte? Aspekte und Dimensionen der Mensch-Tier-Beziehung, Bonn, 271-278.

Michael Rosenberger 2008, „Waid-Gerechtigkeit“. Grundzüge einer christlichen Ethik der Jagd, in: Lehr- und Forschungsanstalt für Land- und Forstwirtschaft (hg), Jagd und Jäger im Visier – Perspektiven für die Freizeitjagd in unserer Gesellschaft, Irdning, 5-14 (nochmals veröffentlicht in: Der OÖ Jäger. Informationsblatt des OÖ Jagdverbandes 35 (2008) Heft 4,12-16; 36 (2009) Heft 1,10-14 und Heft 2,9-14; ebenfalls nochmals veröffentlicht in: Ökojagd 13 (2009) Heft 3, 16-26; gekürzt veröffentlicht in: Infoblatt Burgenländischer Jagdverband 4/2009, 5-10).

Uni.-Prof. Dr. Michael ROSENBERGER, Moralthologe

Wege zum Wild – Der Jäger als Erzähler

Wege können materiell-physische Bauwerke sein oder als Metapher stehen. Ich denke, Titel und Programm der Veranstaltung („Wege erzählen Geschichten“) tragen dem Rechnung (von „*Literarischen Pfaden*“ bis hin zu „*Pirschsteigen*“).

Mein Vortrag wird sich beiden „Weg“-Bedeutungen widmen, mit klarer Schlagseite zur Metapher, was nicht heißt, dass er nicht auch die jagdliche Praxis im Auge hat.

Der räumliche Weg des Jägers zum Wild lässt sich in mehrere Etappen einteilen, mir geht es heute um all diese Etappen, mit Ausnahme der letzten, weil diese heute in Mitteleuropa bis auf wenige Ausnahmen (Fallenjagd, Beizjagd) das Geschoß zurücklegt. (Meine Sympathien liegen bei den Jagdarten mit kurzer letzter Etappe.)

Der Spürsinn des Jägers ist der Weg zum Wild

Der erste Akt

„*Der erste Akt jeglichen Jagens besteht darin, dass man das Tier entdeckt*“ (JOSÉ ORTEGA Y GASSET). Das geht über die direkte Sichtbeobachtung oder indirekte Nachweise des Wildes, über Spuren. Welcher Weg der häufigere ist, hängt auch von den natürlichen Gegebenheiten des Reviers ab (weitläufige Hochalm, unterholzreicher Wald etc.). Im Wesentlichen besteht der erste Akt des Jagens darin, eine räumliche Vorauswahl für die jagdlichen Bemühungen zu treffen.

Spurensicherung (CARLO GINZBURG)

„*Jahrtausende lang war der Mensch Jäger. Er lernte, aus Spuren im Schlamm, aus zerbrochenen Zweigen, Kotstücken, Haarbüscheln, verfangenen Federn und zurückgebliebenen Gerüchen Art, Größe und Fährte von Beutetieren zu rekonstruieren. Er lernte es, spinnwebfeine Spuren zu erahnen, wahrzunehmen, zu interpretieren und zu klassifizieren.*“ (CARLO GINZBURG).

Das ist auch heute noch so, wenngleich beim aktuellen Stand der technischen Entwicklung für den jagdlichen Erfolg nicht immer so essenziell wie in der Vergangenheit. Auf diese Schilderung GINZBURGS werde ich später nochmals zu sprechen kommen, hier ist es wichtig darauf hinzuweisen, dass der Jäger alle Sinne einsetzt, geht es um den Weg zum Wild. Und wenn all die sinnlichen Beobachtungen die Erinnerungen an vorangegangene Beobachtungen und Begebenheiten wachrufen, entstehen Bilder im Kopf, die den Weg des Wildes vor Augen führen, ohne dass der Jäger das Wild selbst gesehen hat. Diese Bilder verdanken sich der Einbildungs- oder Imaginationskraft.

Im besten Fall bekommt der Jäger auch ein Gespür, wo das Wild ist, selbst wenn sich dessen Spur verliert. Es ist schön, wie die Sprache der Jäger dies auch vermittelt: „Ich habe den Hirsch gespürt“, heißt ja nicht nur, dass die Jägerin seine Spuren gesehen hat, sondern auch, dass sie eine Ahnung, hat, von den Wegen, die das Wild im Begriff war einzuschlagen und so ein Gespür von seinem Aufenthaltsort bekommt. Dieses Spüren, diese Intuition ist keine esoterische Kategorie, sie baut auf materielle Basis und reale Erinnerung. Das ist wichtig zu sagen, wenn vom „Spüren“ die Rede ist.

Der Jäger, der wache Mensch (JOSÉ ORTEGA Y GASSET)

JOSÉ ORTEGA Y GASSET spricht zu Recht vom wachen, d. h. vom aufmerksamen Jäger, der idealtypisch repräsentiert ist im pirschenden Jäger. Pirschen ist geprägt von großer Aufmerksamkeit und angemessener, in der Regel langsamer und leiser Bewegung. Auf leisen Sohlen. Bei der Pirsch ist jeder Schritt ein Risiko (in Anlehnung an ANTONIO FIAN). Aus meiner Sicht ist Pirschen keine Tätigkeit, sondern ein Zustand. Es gelingt nicht immer, in diesen Zustand zu „verfallen“, in die unmittelbare Umgebung „eingetaktet“ zu sein. Er ist nicht zu beschreiben, sein Dasein zeigt sich, z. B. im schlafenden Fuchs, dem man sich bis auf halbe Schrottdistanz genähert hat (und von dem man sich auf leisen Sohlen wieder entfernt). Und dieses Wachsein lässt sich aus meiner Erfahrung nicht länger als eine gute Stunde halten, dann sinken Aufmerksamkeit und Taktung.

Kurzer Ausflug: Der lange Weg zum Wild

Der wache Jäger hat viele Gegenspieler, von einem will ich nun kurz sprechen, weil ich ihn persönlich allzu gut kenne.

In der Regel habe ich unter der Woche fünfzig Kilometer Autofahrt hinter mir, wenn ich nach Hause komme und von dort aus zu Fuß Richtung Revier aufbreche. Aus Erfahrung weiß ich, dass das wache Jägern direkt nach der Autofahrt nicht gut möglich ist, weil die hohe Geschwindigkeit, die fliegenden Bilder der Autofahrt und ihre Reizüberflutung die Aufmerksamkeit „spinnwebfeine Spuren wahrzunehmen“ dämpfen (kleine

Kinder schlafen im Auto deswegen oft ein – sie „schalten ab“). Nicht nur die Wahrnehmung leidet unter dem langen Weg zum Wild, auch die Bewegung gerät zu schnell.

Die Länge des Weges ins Revier – die erste Etappe auf dem Weg zum Wild - bestimmt i. d. R. die auch Geschwindigkeit zum Revier und diese wiederum gibt meine Geschwindigkeit im Revier vor. Bei großer Entfernung zwischen Wohnort und Jagdgebiet ist in diesem Zusammenhang die Jagdhütte eine wertvolle Hilfe – Ankommen im Revier.

Der Jäger als Erzähler

„Charakteristisch für dieses Jägerwissen ist die Fähigkeit, in scheinbar nebensächlichen empirischen Daten eine komplexe Realität aufzuspüren, die nicht direkt erfahrbar ist. Man kann hinzufügen: Der Beobachter organisiert diese Daten so, dass Anlass für eine erzählende Sequenz besteht.“ (GINZBURG, C.)

Demnach ist der Schluss von der Fährte auf das Wild eine Erzählung. Dem Nacherzählen an der Fährte folgt das Vorauserzählen, die Prognose des weiteren Verhaltens des Wildes, woraus der Jäger seine eigenen nächsten Schritte ableitet. Das ist die praktische Seite des erzählenden Jägers. Ginzburg lässt noch eine historische Vermutung folgen:

„Vielleicht entstand die Idee der Erzählung selbst (...) zuerst in einer Gesellschaft von Jägern und aus der Erfahrung des Spurenlesens (...) Der Jäger hätte demnach als erster ‚eine Geschichte erzählt‘.“

Der Jäger, der erste Erzähler der Menschheit, das klingt nicht gerade bescheiden, dem Nichtjäger Ginzburg glaube ich hier aber gerne. Vor diesem Hintergrund sollten wir Jäger das Erzählen nicht leichtfertig aufgeben.

Die Abschaffung der Erzählung

ANTONIO FIAN beschreibt die Zerstörung der Erzählung im Zusammenhang mit dem Fernsehen: *„Die Bilder im Kopf ermordet man am leichtesten, indem man sie vor Augen führt.“*

Bilder, die sich der Einbildungskraft des Erzählenden verdanken und die bei der elementaren Erzählung der Spurendeutung entstehen.

Wildkameras, an Bäumen oder sonst wo montiert und mit Bewegungsmeldern und Selbstauslösern ausgestattet, führen dem Kameramonteur die Bilder des Wildes vor Augen (teilweise in „Echtzeit“ auf das Smartphone übermittelt) und – ich folge ANTONIO FIAN – ermorden die Bilder im Kopf, zerstören also Aufmerksamkeit, Imaginationskraft und Erzählfertigkeit.

Wildkameras und Jagd vertragen sich nicht. Aus einem einfachen Grund: Der Jäger ist der erste Erzähler und die Erzählung ist das erste, was der Jäger macht. Ohne die Erzählung aber hört er auf Jäger zu sein.

Literatur

FIAN, ANTONIO (1989): Bilder vor Augen, Bilder im Kopf – Wiener Vorlesungen zur Literatur. In: FIAN, ANTONIO (1989): Es gibt ein Sehen nach dem Blick. Aufsätze. Droschl, Graz – Wien.

GINZBURG, CARLO (1983/1995): Spurensicherung. Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli – die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst. Wagenbach, Berlin. In: GINZBURG, CARLO (1983/1995): Spurensicherung. Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst. Wagenbach, Berlin.

ORTEGA Y GASSET, JOSÉ (1943/2012): Meditationen über die Jagd. Dürckheim, München.

Dipl.-Ing. Norbert KERSCHBAUMER, Jäger, Landschaftsplaner

Jagddruck und Wege des Wildes – ein Wechselspiel

Geschah es, dass nach der Revolution 1848 Rot- und Schwarzwild mit einfachen Waffen über weite Regionen ausgerottet wurden, gelingt heute trotz hochtechnisierter Jagd vielerorts nicht einmal eine Regulierung des Geschlechterverhältnisses beim Rotwild, geschweige – falls erforderlich – eine Reduktion von Beständen. Warum?

Schalenwildstrecken steigen europaweit aus unterschiedlichen Ursachen seit Jahrzehnten. Die Notwendigkeit der Reduktion hoher Wildbestände kann verschiedene Gründe haben. Einerseits wird sie beispielsweise im Zuge der Seuchenbekämpfung und -prävention gefordert, andererseits kann sie auch wegen Wildschäden, Lebensraumverlusten oder Fütterungsaufösungen erforderlich sein. Hohe Wildbestände, damit steigende Abschussvorgaben und gesteigerte Scheuheit des Wildes schaukelten sich gegenseitig hoch.

Beispiel: Rot- und Schwarzwildstrecken

Neben dem Anstieg der Reh- und Gamswildstrecken stiegen die Rotwildstrecken in Österreich seit 1925 (Strecke 6.030 Stück) kontinuierlich an und erreichten im Jagdjahr 2017/18 mit 61.545 Stück einen bisherigen Höchstwert seit es Aufzeichnungen gibt. Trotz stark gestiegener Strecken sinken vielerorts die Rotwildichten nicht und Rotwild tritt auch wieder in Regionen auf, wo es noch nie auftrat oder wo es in den letzten Jahrzehnten nicht mehr vorkam. Ursache dieses Phänomens ist meist ein zu den weiblichen Stücken hin verschobenes Geschlechterverhältnis mit hohen Zuwachsraten.

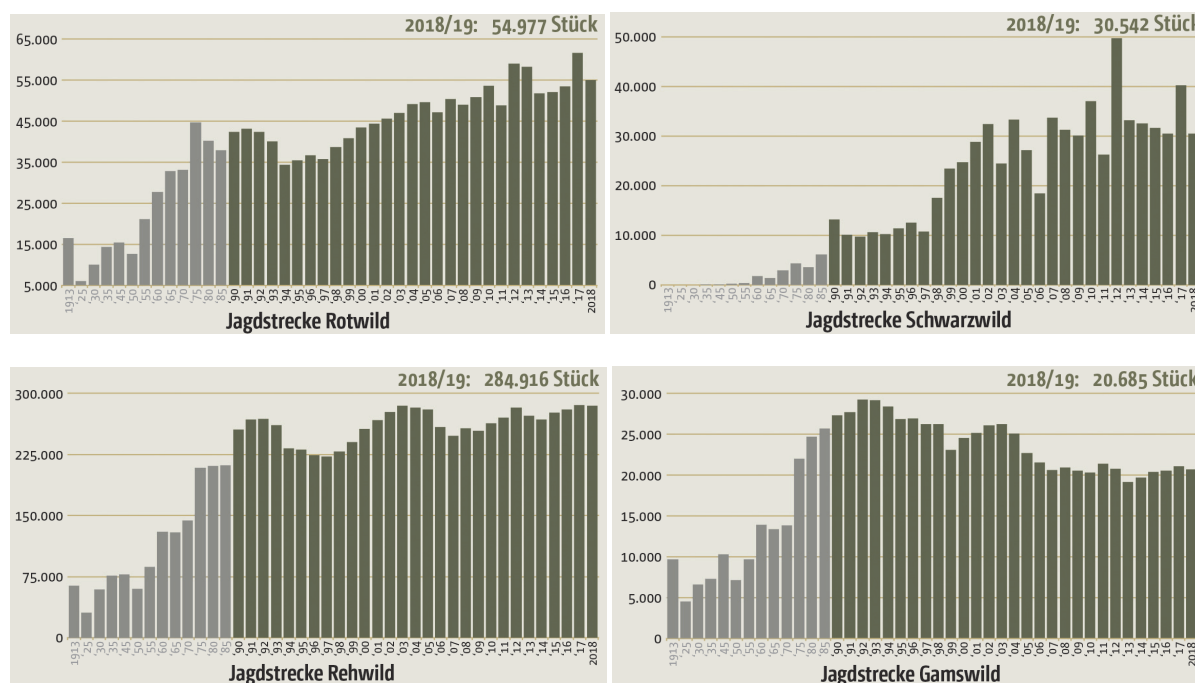


Abb. 1: Entwicklung der Schalenwildstrecken in Österreich seit 1913 (Quelle: Der Anblick)

Hohe Abschussvorgaben und verzögerte Abschusserfüllung erhöhen den Jagddruck und verändern das Raum-Zeit-Verhalten des „belehrten“ Rotwildes. Mit steigendem Bejagungsaufwand und sinkendem Abschusserfolg lässt die Motivation der verantwortlichen Jäger nach und das Ziel einer effizienten Rotwildregulierung rückt immer weiter in die Ferne.

Eine effiziente Wildstandsregulierung/-reduktion ist bei Rot- und Schwarzwild angesichts der außerordentlichen Sinnesleistungen und der Lernfähigkeit dieser Wildarten sicher eine der größten jagdlichen Herausforderungen. Treten beide Wildarten mit entsprechenden Schäden in einer Region auf, können sich Probleme gegenseitig hochschaukeln.

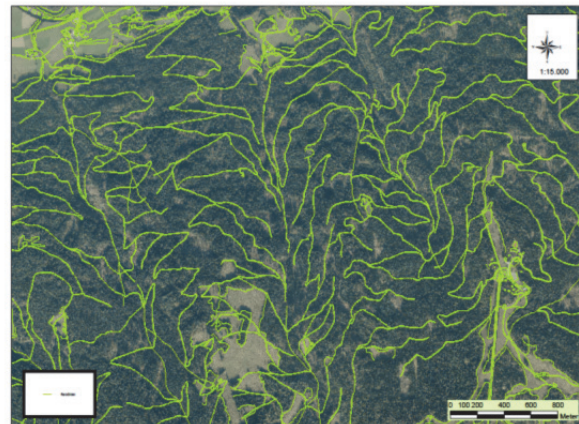


Abb. 2 und 3: Der Weg zum unsichtbaren Rotwild und Beispiel eines Forststraßennetzes auf ca. 10 km² (= gut acht Eigenjagden = Streifgebiet eines Hirsches!)

Scheu vererbt sich, mutig stirbt aus!

Eine Untersuchung an Wapitis zeigte hierzu interessante Ergebnisse. So ließen sich die besenderten Tiere zwei großen Gruppen zuordnen: Entweder es waren vorsichtige Stücke, welche sich kleinräumiger bewegten, vorrangig in deckungsreichem Gelände unterwegs waren und sich gerne versteckten oder sie gehörten zur Gruppe von agileren, bewegungsfreudigeren Tiere, welche auch häufiger in lichten Arealen oder auf Freiflächen anzutreffen waren. Der Nachteil letzteren Verhaltens war, dass Tiere häufiger, weil leichter, von Jägern erlegt wurden. Denkt man diese Studie weiter, so würde es für das heimische Rotwild bedeuten, dass sich die Anzahl der im Verhalten scheueren Stücke langfristig immer weiter erhöht. Nicht nur, dass die Anzahl scheuerer Tiere stetig zunimmt, auch das scheue Verhalten dieser immer größer werdenden Gruppe, wird an Kälber und Schmalstücke weitergegeben und die Spirale beginnt sich weiter zu drehen. Zusätzlich stellt sich die Frage, wie lange es dauert, bis sich solche, dem Überleben dienende Verhaltensweisen, auch genetisch durchsetzen und zusätzlich über das Erbgut weitergegeben werden, wenn dies nicht bereits über den „Charakter“ der Fall ist. In der vorliegenden Studie zu den Wapitis wird dies bereits diskutiert und für die Rotwildbejagung könnte es zukünftig noch größere Herausforderungen bedeuten ...

Auch Schwarzwild reagiert, ähnlich dem Rotwild, in kurzer Zeit auf den Jagddruck und versteht sich der jagdlichen Verfolgung geschickt zu entziehen.

Instinkt und Intelligenz

„Intelligenzhandlungen beruhen auf der Verwertung individueller Erfahrungen mit Hilfe des Gedächtnisses. Instinktives, d. h. angeborenes und intelligentes, d. h. einsichtiges Verhalten bestehen also nebeneinander. Je intelligenter ein Tier ist, desto mehr kann es die starren Triebhandlungen modifizieren und wechselnden Bedingungen anpassen, ja sogar zeitweise Triebe ausschalten. Rotwild hat es verstanden, sich den außerordentlichen Veränderungen seiner Daseinsbedingungen in einem nicht für möglich gehaltenen Ausmaß anzupassen.“ Mit diesen Worten erklärt WAGENKNECHT (1996) u. a. die enorme Anpassungsfähigkeit des Rotwildes. Und bei dieser Wildart stellt sich mittlerweile ohnehin die Frage, ob sie – gäbe es nicht die Möglichkeit Wild über weite Entfernungen zu erlegen – nicht den Menschen und Jäger mittlerweile voll in der Hand hätte. Doch gerade weite Schüsse können wiederum dazu beitragen das lernfähige Rotwild noch heimlicher werden lassen. Auch auf Schalldämpfer wird sich Rot- und Schwarzwild innerhalb kurzer Zeit einstellen und die Nachtjagd ist ein eigenes Kapitel ...

Natürlichen Verhaltensweisen – überhaupt noch möglich?

Interessant hierzu sind Untersuchungen, welche sich mit dem Fluchtverhalten des Rotwildes beschäftigten. Eine Studie aus Deutschland verglich anhand besonderer Tiere die zurückgelegten Fluchtdistanzen. Dabei zeigte sich, dass Wanderer auf dem Wanderweg zu durchschnittlichen Fluchten von etwas über 200 m führten, während Störungen durch Kraftfahrzeuge mittlere Strecken von über 500 m zur Folge hatten, was zudem deutlich davon abhängig ist, ob (aus der Umgebung) von Autos aus gejagt wird oder nicht. Jagdliche bedingte Beunruhigungen zogen Fluchtdistanzen von bis über 4.300 m nach sich!

Studien aus Dänemark zu Bewegungsjagden brachten ähnliche Ergebnisse bei gleichzeitig mehrtägigem Fernbleiben vom Störungsgebiet. Die Aktivität der Tiere blieb am Folgetag einer Jagd in der Nacht gleich,

nahm aber tagsüber ab. Dabei blieb das Rotwild 96 % des Tages und 43 % der Nacht in bewaldeten Einständen. Es spielte zur Beruhigung auch keine Rolle, ob zwischen den einzelnen Jagden 4 oder 30 Tage lagen. Andere Studien zeigen, dass beunruhigtes Rotwild in stärker vom Menschen belasteten Gebieten kleinere Streifgebiete nutzt, als wenig beunruhigtes oder unbejagtes Rotwild, da es sich wesentlich enger an den vorhandenen Sicherheitskomplexen orientiert. Diese Ergebnisse könnten zur Frage führen, wie weit hoher Jagddruck Rotwild überhaupt noch seine natürlichen Verhaltensweisen ausleben lässt.

Eine andere Studie zeigt, dass Rotwild bei zunehmender Bejagungsintensität und Abnahme der Dichte versuchte größere Rudel zu bilden. Dies wird als möglicher Hinweis auf das stärkere Sicherheitsbedürfnis gedeutet, welches in einer großen Gruppe eher gegeben ist.

„Alternative Bejagungsmethoden“ und Jagdstrategien?

Zukünftig wird unbedingt eine kreative Veränderung von Jagdstrategien erforderlich sein. Wer für das Wild möglichst „unkalkulierbar“ ist, macht es durch „abwechslungsreiche“ Bejagung am wenigsten scheu. Bei gleichbleibender Jagdstrategie hingegen sinkt der Jagderfolg sukzessive und die Abschüsse lassen sich immer schwerer erfüllen – vor allem bei wiederholt „belehrten“ Alttieren, denen man schon mehrfach ihre Jungtiere weggeschossen hat. Auch ein Schuss in große Rudel bringt viele „stumme Zeugen“. Das oberste Ziel nach jeder Reduktionsphase sollte sein, noch vertrautes Wild mit einer guten Struktur (Altersklassen, Geschlechterverhältnis) im Revier zu haben. Jeder Rotwildspezialist hat unterschiedliche Strategien, um diese zu erreichen. Jedes Revier hat andere Voraussetzungen (Jäger, Gelände, Erschließung, Größe, Ruhezone, ...) und wird unterschiedliche, teils gegensätzliche Ansätze entwickeln, um zum gleichen Erfolg zu kommen. Notwendig ist jedenfalls ein Einfühlungsvermögen für Rotwild und nicht ein blindes Vertrauen auf Waffentechnik und Optik.

Rotwild, das sich in einer Koevolution über lange Zeit hauptsächlich an seinen früheren Hauptregulator Wolf angepasst hat, der es in Rudeln jagt(e), wird heute vom Menschen nach SCHATZ (2011) vielerorts nach „Luchsmanier“, also in Einzeljagd erlegt. Ohne angestammte Bejagungsmethoden revolutionieren zu wollen und müssen, wäre es mit etwas revierübergreifendem Denken – zumindest in Reduktionsphasen – zielführender anstatt einen kleinräumigen permanenten Jagddruck in Einzeljagd auszuüben, übergreifend sowohl Ruhezone einzurichten, als auch Rotwild zwischendurch (nach Wolfsmanier) in Gemeinschaftsjagden zu bejagen. Ob es sich dabei um Gemeinschaftsansätze (mit leichtem Anrühren) oder Bewegungsjagden mit Treibern und/oder Hunden handelt, ist regional abzustimmen, sollte aber günstigenfalls auch über Reviergrenzen gehen. Unter Berücksichtigung günstiger Witterungs- und Windverhältnisse wären solche Jagden auch kurzfristig zu planen. Solche Bewegungsjagden sind jedoch keine Veranstaltungen für Pflicht- oder Höflichkeitseinladungen, sondern erfordern von den Beteiligten erhebliches jagdliches Geschick, um nicht mit Negativerlebnissen bei „stummen Zeugen“ das Rotwild weiter lernen zu lassen. BISCHOF (2011) spricht in diesem Zusammenhang von „belehrten Populationen“, die jagdliche Fehler sehr lange nachtragen. Bei einem Vermögen die menschliche Witterung auf bis rund 1 km zu wittern und negative Erfahrungen rund 5 Jahre zu speichern, darf man sich dann nicht wundern, wenn Rotwild unsichtbar wird.

Gesunde Wildbestände in lebensraumangepassten und forstlich tragbaren Dichten sollte doch ein gemeinsames Ziel darstellen. Somit wären auch zukünftig Radikalmaßnahmen wie Schonzeitabschüsse oder seuchenbedingte „Keulungen“ weitestgehend vermeidbar.

Verwendete und weiterführende Literatur

- AGREITER, A. (2018): Rotwild im Griff? Südtiroler Jägerzeitung 2/18, 34-36.
- BÖRNER, K. (2018): So ticken Tiere – haben Haus- und Wildtiere einen bestimmten Charakter? Jagd & Wild, 48-52.
- BÖRNER, K. (2018): Von wegen saudumm – Schießen wir unsere Sauen systematisch intelligent? Schweizer Jäger 07/18, 24-27.
- BUBENIK, A.B. (1984): Ernährung, Verhalten und Umwelt des Schalenwildes. BLV, München.
- DACHS, D. (2020): Jagd im Dschungel. Niedersächsischer Jäger 12/20, 16-21.
- DEUTZ, A., BRETIS, H., VÖLK, F. (2015): Rotwildregulierung – aber wie? Leopold Stocker Verlag, Graz – Stuttgart, 165 Seiten.
- DEUTZ, A., GRESSMANN, G. (2014): Die Sinneswelt des Rotwildes. Der Anblick 6, 14-16.
- DEUTZ, A., DEUTZ, U. (2011): Wildkrankheiten, Hundekrankheiten, Zoonosen: Erkennen – Vermeiden – (Be)Handeln. Leopold Stocker Verlag, Graz-Stuttgart, 264 Seiten.
- DEUTZ, A., GASTEINER, J., BUCHGRABER, K. (2009): Fütterung von Reh- und Rotwild. Leopold Stocker-Verlag, Graz-Stuttgart, 143 Seiten.
- GRESSMANN, G., DEUTZ, A. (2012): Serie Jagddruck: Jagddruck beginnt im Kopf. Der Anblick 7/12, 40-43.

- GRESSMANN, G., DEUTZ, A. (2012): Serie Jagddruck: Rotwild lernt aus jagdlichen Fehlern. Der Anblick 6/12, 36-39.
- JUNKER, E. (2004): Sehvermögen von Wildtieren. Wildtier Schweiz, Zürich.
- PFEFFERLE, S. (2013): Sichtbares Schalenwild – welche Bejagungspraxis braucht das? In: LFZ Raumberg-Gumpenstein (Hrsg.): Tagungsbericht der 19. Österreichischen Jägertagung, Irdning, 21-25.
- REIMOSER, F. (2013): Forst-Jagd-Probleme verschleppt – „Freizeitjäger“ nun überfordert? In: LFZ Raumberg-Gumpenstein (Hrsg.): Tagungsbericht der 19. Österreichischen Jägertagung, Irdning, 37.
- REIMOSER, S., REIMOSER, F. (2004): Schwarzwild: scheu gejagt? Weidwerk 7/05, 6-7.
- REIMOSER, F. (2004): Formen und Methoden der Jagd: Intervall- und Schwerpunktjagd. In: Nationalparkakademie Hohe Tauern, Matrei in Osttirol (Hrsg.), Jagdstrategien im Vergleich – vergessene Jagden im Vormarsch, S. 28-44.
- ROBIN, K., GRAF, R.F., SCHNIDRIG, R. (2017): Wildtiermanagement. Haupt Verlag, Bern.
- SCHATZ, H. (2011): Befindet sich die heimische Rotwildjagd in der Sackgasse? Vorarlberger Jagdzeitung, Sept./Okt., 4-7.
- SCHMITT, P. (2013): Störfaktor Kirmung? Saujagd im Rotwildrevier. Wild und Hund 5/13, 12-17.
- SIEGHARTSLEITNER, H. (2013): Freizeitjäger und Wildstandsregulierung? Möglichkeiten und Grenzen. In: LFZ Raumberg-Gumpenstein (Hrsg.): Tagungsbericht der 19. Österreichischen Jägertagung, Irdning, 27-28.
- VÖLK, F. (2012): Jagddruck: Schusszeiten, Bejagungspraxis und Scheuheit des Wildes. In: LFZ Raumberg-Gumpenstein (Hrsg.): Tagungsbericht der 18. Österreichischen Jägertagung, Irdning, 1-5.
- WÖLFEL, H. (Hrsg.) (2003): Bewegungsjagden – Planung, Auswertung, Hundewesen. Leopold Stocker Verlag, Graz/Stuttgart.
- WOLF, F. (2017): Schwarzwild: scheu gejagt? Weidwerk 12/17, 42-44.

Univ. Doz. Dr. Armin DEUTZ, Amtstierarzt, Jäger

Der Pirschsteig- Weg zum Ziel

Pirschsteige stellen sich in vielen Revieren oft als weit unterschätzte Akteure des jagdlichen Geschehens dar. Dabei sind sie eine der wesentlichsten Verbindungen zwischen Jäger und Wild und bieten einen mehr oder weniger offenen Zugang in die Natur. Pirschsteige führen den Jäger zum Ziel, können aber auch, frei nach Konfuzius, selbst zum Ziel des jagdlichen Handelns werden.

Was ist das Ziel?

Thematisiert man Jagd in Gesprächsrunden wird jede/r TeilnehmerIn ein anderes Bild im Kopf haben, je nachdem wie der/die Einzelne in dieses Thema „hineingewachsen“ ist. Grundeigentümer als Inhaber des Jagdrechts in Österreich werden andere Ziele verfolgen wie JägerInnen als JagdpächterIn. Steht bei den einen wohl der wirtschaftliche Aspekt der mehr oder weniger nachhaltigen Nutzung des Eigentums im Vordergrund, werden beim anderen vor allem emotionale Motive Grund dafür sein, eine Menge Geld für die Möglichkeit einer freien Ausübung der Jagd auszugeben. Jagd hat viele „Bilder“, „Motive“ und „Ziele“. Übertrieben gesagt: „Die Ziele und Motive jagdlichen Handelns sind so zahlreich wie es JägerInnen gibt!“

Beute machen!

Als übergeordnetes Ziel wird „Beute machen!“ für die meisten JägerInnen ein wesentliches Motiv für die Jagd sein. Final endet jede erfolgreiche Jagd mit dem „habhaftwerden“ der Beute. Dabei kann die Beute selbst wieder als sehr unterschiedliches Ziel wahrgenommen werden. Steht für den einen die Erbeutung einer kapitalen oder abnormen Trophäe im Vordergrund kann für die andere die Aufbesserung der Speisekammer DIE Triebfeder für die Erbeutung von Wild sein. Die Bedeutung des Geweihes als „Trophäe“ in der alltäglichen Kommunikation über die Jagd, sei es am Jägerstammtisch, in der Gesellschaft oder in den Medien, scheint bei Betrachtung der nüchternen Zahlen eigentlich weit übertrieben. So zeigt die Abschlusstatistik 2019 des Bezirkes Zell am See, dass der Anteil attraktiver Trophäenträger der Klasse I und II zahlenmäßig bezogen auf den Gesamtabschuss eine eher untergeordnete Rolle spielt. Beim Rotwild sind nur 4 - 5% des Abschusses Trophäenträger der Klasse I/II. 95 % des Abschusses bilden vorgeschriebene Mindestabschüsse bei Tieren, Kälbern und Junghirschen. Bei den Rehen sind 16 % des Abschusses Trophäenträger der Klasse I/II und 84 % Regulationsabschüsse. Bei den Gämsen ist der Anteil der Trophäenträger höher, da auch die Geißen Geweihe tragen. 57 % des Gamsabschlusses sind Böcke und Geißen der Klasse I/II und 43 % Regulationsabschüsse der Jugendklasse und Kitze. Im Durchschnitt aller Schalenwildarten beträgt der Anteil der Trophäenträger der Klasse I/II im Pinzgau 16 %. 84 % des Abschusses ist praktisch „Wildbret“. Die JägerInnen des Bezirkes Zell am See sind demnach primär Lebensmittelproduzenten. Dies dürfte vielen JägerInnen selbst nicht so bewusst sein.

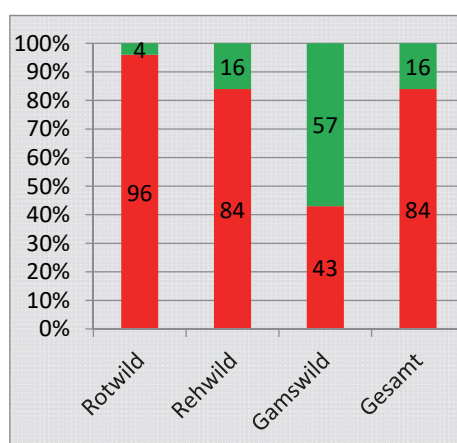


Abb. 1: Anteil der Regulationsabschüsse (weibliches Wild, Jungwild – rot dargestellt) und Anteil der Trophäenträger (Hirsche, Rehböcke, Gamsböcke, Gamsgeißen – Klasse I+II – grün dargestellt) am Abschuss des Bezirkes Zell am See im Jahr 2019. Bei Betrachtung der nüchternen Zahlen erscheint die Bedeutung der „Trophäe“ bei der alltäglichen Diskussion um die Jagd weit übertrieben. JägerInnen sind vor allem Lebensmittelproduzenten.

Weitere Ziele der Jagd können sein „Neues“ kennenzulernen (Jagdreisen, Gesellschaftsjagden) oder aber auch reine Wildregulation zur Vermeidung von Wildschäden in Feld und Wald. Für einen gar nicht so kleinen Anteil der JägerInnen wird aber nicht nur das finale Ende, die „Beute“ im Vordergrund stehen, sondern vielmehr das „Wie?“ komme ich zur Beute: „Der Weg ist das Ziel!“. Hier spielen körperliche Anstrengung/Ertüchtigung, Fitness und Selbstbestätigung, Natur-/Landschaftsgenuss, Aufnahme von Stimmungen, Entspannung und Erholung von den täglichen, zivilisatorischen Herausforderungen, etc. eine Rolle. Weitere Motive sind dem Wild nahe zu sein – Wildtiere in ihrer möglichst „natürlichen“ Umgebung zu beobachten und dabei mit der Seele baumeln. Sei es der Hase und der Fuchs im Acker, die Wildgans am Wasser, die Schnepfe am Strich, der Auer- und Birkhahn bei der morgendlichen Balz, die Gamsgeißen mit ihren Kitzen am Grat oder die Gamsböcke in der Brunft, die sich gegenseitig keines Blickes würdigen. Die Krönung des Jahres für den Gebirgsjäger ist aber sicherlich die Hirschbrunft mit vielen unverhofften Begegnungen und Anblicken. Jeder Augenblick ist ein „Unikat“ und nicht reproduzierbar – das macht den Reiz des Jagens aus!

Pirschsteig – Teil eines jagdlichen Gesamtkonzepts

Pirschsteige sollten als wesentliche Infrastruktur für ein jagdliches Gesamtkonzept mit klarer jagdlicher Strategie betrachtet werden. Gut geführte Jagdbetriebe berücksichtigen nicht nur die Wünsche und Befindlichkeiten der Jäger, sondern die Bedürfnisse des Wildes und Maßnahmen zur schadensfreien Integration in die Kulturlandschaft. Dabei soll der Blick vor allem auf das verbleibende Wild und dessen Lebensraum gelenkt werden. Wild soll sich in seinem Lebensraum wohl fühlen. Äsungsflächen sollen ungestört aufgesucht werden und Wohnraumeinstände ein ruhiger Rückzugsort sein können. Diese Bereiche sollten jagdlich beruhigt werden (Ruhezonen). Umgekehrt sollen sensible, schadensanfällige Revierbereiche nicht zu stark von Wild frequentiert werden. Auf diese sollte man die jagdliche Aufmerksamkeit und Tätigkeit lenken (Schwerpunktbejagung). Dazwischen braucht es Bereiche zur Erfüllung der notwendigen Regulationsabschlüsse (Intervalljagd).

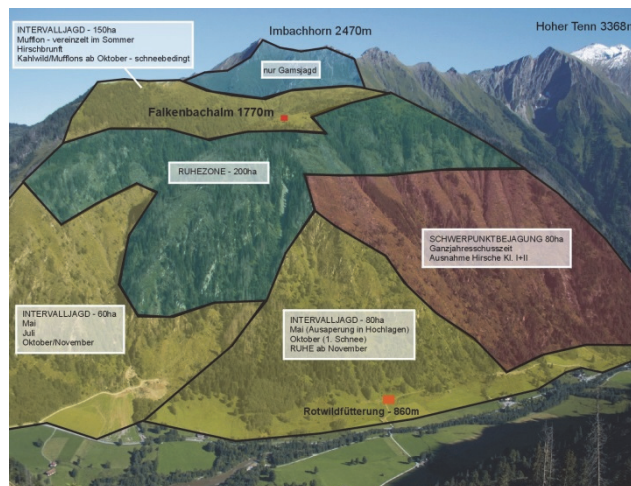


Abb. 2: Beispiel eines jagdlichen „Gesamtkonzepts“ auf einer Windwurffläche im Kaprunertal. Durch die gezielten jagdlichen Maßnahmen, mit Berücksichtigung der Bedürfnisse des Wildes und des Waldes, konnte innerhalb von ca. 10 Jahren ein artenreicher Mischwald begründet und ein gut strukturierter Wildbestand erhalten bleiben.

Gelände, Wind, Wildverhalten, Wildeinstände und Möglichkeit der Wildbergung beachten!

Bei der Anlage von Pirschsteigen müssen grundlegende Dinge berücksichtigt werden. Das Gelände sollte so ausgenutzt werden, dass eine entsprechende Deckung aber auch genügend Überblick in die zu bejagende Fläche geboten wird. Bodensenken und Geländemulden eignen sich dafür sehr gut. Diese sollen aber nicht ständig Wasser führend sein (im Sommer wird man nass, im Winter eist es auf). In Hang- und Gebirgslagen bewähren sich Vertikalsteige, die in engen Serpentinien nach oben geführt werden. Damit berücksichtigt man den Wind (Hang- und Bergwinde) und die Möglichkeit der leichteren Wildbergung in der Falllinie. Die Vertikalsteige sollten durch günstig an das Gelände angepasste Horizontalsteige verbunden werden. Besonders zu berücksichtigen sind auch das Verhalten des Wildes und die Wildeinstände, welche nicht unnötig beunruhigt werden sollten.

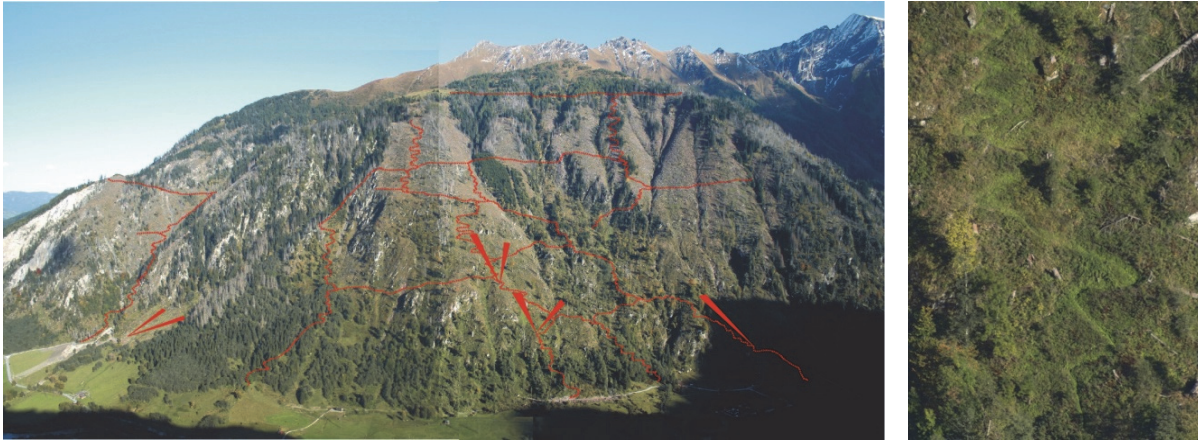


Abb. 3 u. 4: „Erschließung“ eines Bergwaldrevieres durch Pflege-/Pirschsteige zur jagdlichen und forstlichen „Bewirtschaftung“. Vertikalsteige werden durch horizontale „Quersteige“ verbunden. Die in engen Serpentin, oft in Geländemulden geführten Vertikalsteige berücksichtigen die Berg- und Talwinde bei der Jagd und erleichtern die Wildbergung. Entlang der Steige sind an günstigen Stellen Anstanzmöglichkeiten und Schussschneisen errichtet worden.



Abb. 5: In Hanglagen und im Gebirge muss man auf Hang- und Bergwinde achten. Auf sonnenbeschienenen Hängen geht der Wind nach oben, im Schatten nach unten. Im Bereich 100 Meter oberhalb und unterhalb der Sonnen-/Schattengrenze dreht der Wind. Das ist bei der Pirsch und auch bereits bei der Anlage von Pirschsteigen zu berücksichtigen.



Abb. 6 u. 7: Entlang von Pirschsteigen haben sich Sichtschutzpflanzungen an exponierten Stellen bewährt. Anstanzmöglichkeiten müssen gedeckt erreicht werden können. Ist kein Sichtschutz durch Gelände oder Vegetation vorhanden kann man mit der Errichtung eines Schutzes, wie hier mit einem Brettverschlag mit Durchblickmöglichkeit, aushelfen.



Abb. 8: In einiger Entfernung vor dem Ansitz sollte ein gedeckter Platz zum Wechseln der durch den Anstieg verschwitzten Kleidung vorhanden sein. Auch nach dem Ansitz sollte erst wieder hier die warme Kleidung vor dem Abstieg ausgezogen werden. Kleiderwechsel auf dem Hochsitz bringt nur unnötige Beunruhigung und führt dazu, dass der Ansitzplatz beim Wild rasch bekannt wird.



Abb. 9 u. 10: Bei der Errichtung von Pirschsteigen und auf der Pirsch muss auf die Lichtverhältnisse geachtet werden. Im schattigen Bestand stehendes Wild ist für den Jäger nur schwer wahrnehmbar. Umgekehrt wird der sich in der Sonne bewegend Jäger vom Wild rasch wahrgenommen und drückt sich, bevor es von diesem entdeckt wird.

Jagfachliche Notwendigkeiten gehen vor leichterem und billigerer Errichtung!

Für die Errichtung von „einfachen“ Pirschsteigen in Handarbeit, ist je nach Gelände mit einmaligen Kosten zwischen € 2,00 und € 10,00 je Laufmeter zu rechnen, für die Erhaltung mit € 0,1 bis € 1,0 pro Laufmeter und Jahr.

Errichtet man Pirschsteige nicht selbst, müssen diese für die Arbeiter gut ersichtlich in der Natur markiert werden, damit sie auch wirklich an der geplanten Trasse errichtet werden. Bei in Handarbeit zu errichtenden Steigen neigt man oft dazu, die leichter zu grabende Trasse zu wählen obwohl diese jagdtechnisch (z.B. für Wild leicht einsehbar) nicht günstig ist. Von solchen „Kleinigkeiten“ kann der Jagderfolg wesentlich abhängen.



Abb. 11: Die Trasse des zu errichtenden Pirschsteiges muss für den Errichter klar und gut ersichtlich markiert werden. Jagdliche Notwendigkeit geht vor leichterem/billigerer Errichtung.



Abb. 12, 13 u. 14: Steige brauchen laufend Pflege. Sie müssen 1-mal pro Jahr gemäht werden, bergseitig auch die überhängende Vegetation (bewährt hat sich Anfang-Mitte Juli). Kleinere Äste und Zweige können bei den Pirschgängen mit dem Bergstock „ausgeworfen“ werden. Manche Steige müssen nach dem Laubfall im Herbst auch vom Laub befreit werden damit eine lautloses pirschen möglich ist (Rechen oder Blasergerät).

Pirschsteige werden auch von anderen genutzt!

Pirschsteige werden auch gerne von Wild und anderen Waldnutzern (z. B. Schwammerlsuchern) benutzt. Bei Letzteren ist auch die Wegehalterhaltung zu berücksichtigen. Es hat sich bewährt den Einstieg zu Pirschsteigen, z. B. von Forststraßen aus, versteckt zu halten und die ersten Meter unauffällig zu gestalten und nicht zu mähen.



Abb. 15 u. 16: Pirschsteige werden auch gerne von Wild aber auch anderen Waldnutzern benutzt

Unterschiedliche jagdliche Erschließungsdichten in Ruhezonon, Intervalljagd- und Schwerpunktbejagungsgebieten!

Je nachdem, welche jagdliche Strategie in einem Revierteil verfolgt wird, soll die jagdliche Infrastruktur entsprechend gestaltet werden. In jagdlichen Ruhezonon möglichst keine Pirschsteige, Schusschneisen und Ansitzplätze errichten und in Intervalljagdbereichen nur die notwendigsten. Das Wild soll sich dort wohlfühlen (nicht dauernd „herumindianern“). Störungsfrei erreichbare Ansitze zur Wildbeobachtung können meist außerhalb dieser Revierteile errichtet und genutzt werden. In Schwerpunktbejagungsbereichen soll eine möglichst dichte Infrastruktur aus Wegen, Schneisen und Ansitzplätzen errichtet werden, um den entsprechenden Jagddruck erzeugen zu können. Auf diesen Flächen soll möglichst wenig Wild eintreten (hier soll viel „herumindianert“ werden). Schwerpunktbejagungsgebiete eignen sich nicht zur Wildstandregulierung.

Pirschsteige sind jagdliche „Lebensadern“

Pirschsteige sind jagdliche „Lebensadern“ ohne die viele Revierteile nicht erreichbar wären. Bei der Planung, Errichtung und Benützung ist dabei neben jagdlichen Bedürfnissen auch auf die Bedürfnisse des Wildes und dessen Lebensraum Rücksicht zu nehmen. Jagd die auf Wild und dessen Lebensraum Rücksicht nimmt ist zukunftsfit und kann für alle Beteiligten eine Win-Win-Situation schaffen.

Ing. Josef ZANDL, Gutsverwaltung Fischhorn

Jagd ist kein Sport ... oder doch?

Um das gleich vorweg zu nehmen. Jagd ist kein Sport. Das bedeutet jedoch nicht, dass die Jagd nicht durchaus sportliche Aspekte beinhaltet. Manche der Tätigkeiten, insbesondere bei der Bergjagd, verlangen dem Körper von Jägern und Hunden große Leistung ab.

Fünf Stationen zur Beute

Seit der Mensch Tiere jagt, durchläuft er mehr oder weniger den gleichen Ablauf. Zwar haben sich unsere Werkzeuge, die Bekleidung und Motive zur Jagd im Vergleich zur Steinzeit stark verändert. Die Stadien sind jedoch nach wie vor die folgenden:

Stadium 1: Wild finden

Wer Wild erlegen will, muss eine Ahnung haben, wo und wann man Wild in der jeweiligen Region antrifft. Dazu braucht es Wissen über das Verhalten des Wildes. Das Beobachten von Wild ist nicht immer möglich, deshalb muss sich der Jäger oft auf die Interpretation von Wetter oder Pirschzeichen stützen. Wild zieht nicht dort, wo wir es gerne hätten, sondern dort wo es für das Wild in diesem Moment am günstigsten ist. Kenntnis darüber erlangt man jedoch nur, indem man diese Orte auch besucht. Fehlende Zeit und fehlende Kondition stellen eine Barriere dar, die uns daran hindert fundierte Kenntnis über Wildbewegungen zu erlangen.

Stadium 2: Pirschplanung

Vom Wissen, wo Wild steht allein, ist man selbst jedoch noch nicht dort. Bevor man Wild erlegen kann muss man die Distanz zum Wild so weit verringern, dass man ihm habhaft werden kann. Auch in diesem Stadium ist es wichtig zu wissen, wie sich Wild verhält und wie es auf Reize reagiert. Man muss den Weg zum Wild nicht immer selbst zurücklegen. Wer Wildverhalten mit hoher Wahrscheinlichkeit vorhersagen kann, kann das Wild zu sich kommen lassen. Ein Jäger muss jedoch körperlich in der Lage sein, sich mitsamt seiner notwendigen Ausrüstung leise und zügig in strategisch günstige Positionen zu begeben. Mangelnde Fitness hindert nicht selten den Jäger daran Wild in Anblick zu bekommen.

Stadium 3: Ansprechen

Hat man bis dahin alles richtig gemacht ist das Ansprechen eine entscheidende Fähigkeit. Ansprechen auf einer freien Wiese bei bestem Licht ist mit ein wenig Übung keine große Schwierigkeit. Hat man jedoch im Wald auf kurze Distanz ziehendes Wild vor sich, ist ein schnelles und sicheres Ansprechen jene Fähigkeit, die über Erfolg oder Misserfolg entscheidet. Der körperliche Aspekt dieses Stadiums ist weniger groß. Jedoch ist es auch eine Frage der Übung und der Kondition ob man auch unmittelbar nach einem Aufstieg das Fernglas noch ruhig in der Hand halten kann.

Stadium 4: Schießen

Um ein Wildtier in Jagdbeute zu verwandeln muss man es logischerweise töten. Steinzeitjäger taten dies mit Speer oder Pfeil und Bogen, heutzutage nutzen wir moderne Schusswaffen. Jeder Jungjäger in Österreich hat bewiesen, dass er auf 100m sitzend aufgelegt ein Reh tödlich treffen kann. In der Praxis gibt es jedoch Situationen, bei denen dem Jäger ein weitaus größeres Können abverlangt wird. Zum Beispiel einen präzisen Schuss unter Zeitdruck ohne Hochsitz und dessen Auflage abzugeben. Insbesondere Mehrfacherlegungen verlangen ein hohes Maß an handwerklichem Können. Muss sich der Schütze doch gleich mehrere Schussreaktionen und Anschüsse merken und trotzdem auf den nächsten Schuss konzentriert bleiben. Schützen müssen nicht zwangsläufig einen athletischen Körperbau haben. Trotzdem ist das Schießen eindeutig Sport, denn es hat sehr viel mit Körperbeherrschung zu tun.

Stadium 5: Verwertung

Die ersten vier Stationen führen den Jäger manchmal an entlegene und unvorhergesehene Orte. Nur diejenigen die der richtigen Wildbretversorgung kundig sind, werden auch dann noch ein hochwertiges Lebensmittel erzeugen können, wenn die Bedingungen nicht ideal sind. Nicht immer ist es möglich Wild bequem bergab auf die Straße zu liefern. In manchen Situationen ist auch die körperliche Konstitution des Jägers entscheidend, ob die ordentliche Verwertung gelingen kann oder nicht. Fehlen körperliche Voraussetzungen oder das Wissen über die Technik, bleiben manche Erlegungsmöglichkeiten ungenutzt.

Wer sich nicht darüber hinaussieht Wild in Teilen aus einem bestimmten Graben zu holen, gibt ganze Revierteile jagdlich auf!

Sonstige Tätigkeiten

Abseits der eigentlichen Jagdausübung gibt es noch eine Vielzahl an Tätigkeiten, welche körperliche Herausforderungen darstellen, wie Hochsitzbau, Füttern, Salztragen etc. Man stelle sich vor jemand arbeitet unter der Woche im Büro, treibt monatelang keinen Sport und möchte nach abschmelzen des letzten Schnees 15 kg Salz auf den Berg tragen. Kein Wunder, wenn diesem Menschen die Puste ausgeht.

Die physischen Anforderungen

Um weite Strecken, manchmal auch mit schwerem Gepäck, durch schwieriges Gelände zu wandern verfügt man über einen guten Herz-Kreislauf. Dieser sorgt für die nötige Ausdauer und lässt uns nicht so schnell ins Schwitzen kommen. Außerdem schützt er uns vor Verletzungen, denn ein erschöpfter Organismus kann nicht mehr so schnell und stark reagieren.

Das Liefern von Wild ist ein Kraftakt. Eine starke Bein- und Rumpfmuskulatur lässt die Mühen etwas kleiner werden. Wichtiger ist jedoch, dass besagte Muskel auch den Stützapparat stabilisieren und Schäden (Hexenschuss, Bandscheibenvorfall) und Abnutzung vermindern.

Balance ist eine weitere Fähigkeit, die zur Sicherheit am Berg beiträgt. Dazu ist eine gute Tiefenmuskulatur in Beinen und Rumpf notwendig.

Muskelgedächtnis spielt eine große Rolle bei Routine Bewegungen. Speziell bei der Waffenhandhabung spielt das eine große Rolle, um in der Praxis schnell, aber präzise Schüsse auch unter anspruchsvollen Bedingungen anzubringen.

Tätigkeit ist nicht Training

Fast niemand übt im Alltag eine Tätigkeit aus, die für einen richtigen Ausgleich zwischen Belastung und Entlastung aller Muskelgruppen gleichermaßen sorgt. Für die meisten Jäger ist die Seltenheit der Spitzenbelastung die größte physische Herausforderung. Unternimmt man ein bis zwei Pirschgänge in der Woche, wird man alle 2 bis drei Wochen Wild liefern. Meist geht das ohne große Anstrengung. Größere Bergeaktionen treten dann nur wenige Male im Jahr auf. Ein Krafttraining sollte jedoch mindestens einmal, besser zweimal pro Woche stattfinden, um merkbare Erfolge zu erzielen. Menschen die täglich physisch anspruchsvollen Arbeiten verrichten, sind oft einseitig belastet. Die Herausforderung für diese Menschen liegt eher darin für eine Balance zwischen den Muskelgruppen zu sorgen, als Kraft aufzubauen.

Kraft ersetzt kein Handwerk

Bei allem Enthusiasmus für körperliche Fitness. Unfälle und Überbelastung sollte man nicht provozieren. Deshalb ist es ratsam sich mit der eigenen Ausrüstung und deren Ergonomie zu beschäftigen.

Als Jäger trägt man oft sperrige Gegenstände, wie das Gewehr, das Fernglas, oder ein Stück Wild. Wer nachhaltig gesund bleiben möchte sollte Tragehilfen benutzen, die es erlauben Gewicht möglichst körpernah und ohne Baumeln zu tragen. Neben der körperlichen Fitness ist es auch äußerst wichtig eine gute Einschätzung der eigenen Fähigkeiten zu haben. Man sollte den eigenen Körper nicht überbelasten. So ist es beispielsweise oft ratsam ein Stück in zwei Teilen zu liefern und sich dafür mehr Zeit zu nehmen.

Der Weg ist das Ziel

Selten ist die alleinige Motivation zu jagen nur die Trophäe, das Wildbret, die Wildschadensreduktion oder Genuss des Anblicks der untergehenden Sonne. Es geht um den Genuss des gesamten Prozesses. Der Weg zum Jagderfolg ist das eigentliche jagdliche Ziel. Wer diesen Prozess in vollen Zügen genießen möchte, sorgt nicht nur dafür, dass die Pacht gezahlt, der Lauf poliert und die Optik sauber ist, sondern auch die Beine des Jägers vorbereitet sind Insbesondere die Schonzeit bietet reichlich Gelegenheit sich gemeinsam mit Mitjägern auf die kommende Jagdsaison vorzubereiten. Nicht nur am Stammtisch, sondern auch in der Lauf- oder der Gymnastikrunde.

Dominik DACHS, Jäger, Wildökologe

Zeit am Wild

Was steckt für uns Jäger im Begriff „Zeit“? Albert Einstein lehrte uns, dass die Zeit relativ sei. Trotzdem wir Jäger einen anderen, nicht wissenschaftsbasierenden Zugang zu Zeit haben, können wir dem Beiwort des „relativen“ durchaus etwas abgewinnen. Das Warten am abendlichen Ansitz auf den ersten Hirschruf lässt die Zeit bleiern werden. Dementgegen steht der meldende, zuziehende Hirsch. Er wiederum verleiht der Zeit Flügel, vor allem dann, wenn sich die Abenddämmerung wiederum keine Zeit lässt und er – der Ersehnte - nicht und nicht ansichtig werden will. Diese Zeitbegriffe sind uns mehr als geläufig. Der Thematik „Zeit am Wild“ folgend ist es jedoch angebracht, sich über andere Phänomene die speziell die moderne Jagd mit der Zeit verknüpft, Gedanken zu machen.

Vorerst sollten wir uns vergegenwärtigen, dass die exponentielle Entwicklung welche die Technik in der jüngsten Vergangenheit genommen hat, bislang einzigartig in der Menschheitsgeschichte war. Nicht mehr der moderne Hausmann, sondern die espressomaschine kommuniziert selbständig und in weisere Voraussicht mit „Alexa“ um etwa frischen Kaffee im digitalen Shop zu ordern. Dieses Beispiel erscheint auf den ersten Blick trivial, doch ist es letztlich symptomatisch für die gelebte Gegenwart. Oder, Millionen von urbanen Menschen UND auch unsere Wildtiere werden mittlerweile digital überwacht. Wobei interessanterweise die „Mensch überwacht Mensch“ Technik jener die wir Jäger anwenden, weit überlegen zu sein scheint. Es ist jedoch nicht mehr eine Frage der Technik, als vielmehr eine Frage der Zeit, bis auch wir uns ebenfalls digitaler Marker zur Wiedererkennung von Wildindividuen bedienen werden. Dabei ist zum jetzigen Zeitpunkt nur zu erahnen welches revolutionäre Potential in der exponentiellen Entwicklung der fortschreitenden Technisierung noch steckt.

Im Gegensatz zu dem der Wildtiere hat sich unser aller Leben, respektive unsere Lebensumstände in den vergangenen Jahrzehnten radikal verändert – und verändern sich weiterhin. Die kollektive Wahrnehmung des Persönlichen wie auch die der erlebten Umwelt gaukelt uns jedoch ein anderes Bild vor. Gerade uns Jäger die wir eingebettet in der Natur wirken (welche im Vergleich zum „Urbanen“ noch einigermaßen intakt scheint), lässt uns die Radikalität der Veränderungen nicht, zumindest nicht das wahre Ausmaß erkennen.

Nun stellt sich die Frage, was hat dies alles mit der „Zeit am Wild“ zu tun. Der Zeitbegriff ist für den modernen Menschen ein wesentliche anderer geworden, als beispielsweise noch der unserer Eltern oder Großeltern. Wir denken und leben in Minuten, nicht mehr in Stunden wie unsere Väter, oder Tagen wie ALLE anderen Menschengenerationen zuvor.

Unbestritten hat diese Technisierung auch andere, zweifellos angenehme Errungenschaften parat. Von enormer Bedeutung ist jenes Verhältnis der Arbeitszeit zur Freizeit, welches eindeutig zu Gunsten einer individuell zur Disposition stehenden „freien Zeit“ verschoben wurde. Zwangsläufig haben sich im gleichen Maße die persönlichen Entfaltungsmöglichkeiten gesteigert, und werden auch fleißig wahrgenommen. Ein Thema aller erster Güte war bis vor kurzem noch der Konflikt der freakigen „Mountainbiker versus Bergwild“. Wie gesagt „war“, denn im Gedenken an die E Mobilität mit ihrem immensen Zuwachspotential an Freizeitnutzern, quer durch alle Fitness- und Altersgruppen, verblassen die „tradierten“ Mountainbiker geradezu zur Bagatelle.

Wir Jäger bilden in diesem Mainstream wiederum keine Ausnahme, auch wir geben uns der Überfülle an Freizeitaktivitäten in vollen Zügen hin. In der Nachkriegszeit (als Synonym für den Beginn eines enormen Gesellschaftswandels), war für den Freizeitjäger mit hoher Wahrscheinlichkeit das Weidwerk die einzige Freizeitbeschäftigung dem er den größten Teil seiner neu gewonnen freien Zeit gewidmet hat. Heute ist die Jagd für viele Weidmänner zwar immer noch eine jener Beschäftigungen mit sehr hohem Stellenwert, doch nur mehr eine unter einer ganzen Palette von Tätigkeiten, die jede für sich ihren Anteil an der freien Zeit fordert.

Folglich gilt es an dieser Stelle ein gesamtgesellschaftliches Phänomen zu beschreiben, dass auch wir Jäger vollumfänglich bestätigen, namentlich die Maxime: „Nicht wir haben Zeit - ganz im Gegenteil - die Zeit hat uns“. Wir können mittlerweile davon ausgehen, dass der Mangel an Zeit einen allgegenwärtigen gesellschaftlichen Zwang darstellt. Diesbezüglich sind wir bereits bei einem Kernproblem der heutigen Freizeitjagd (als dominierende Jagdausübungsform in Österreich, eigentlich ganz Mitteleuropa) angelangt, dass nämlich das Zeitmanagement unserer jagdlichen Aktivitäten, anderen augenscheinlich prioritären Notwendigkeiten

unterworfen wird, respektive werden muss. Hinzu kommt, dass der zugegebenermaßen einzigartige technische Aufschwung den die Menschheit bis dato erreicht hat, ein neues tief verwurzeltes, geradezu dogmatisches Selbstverständnis hervorrief, dass nämlich die Technik alleine die umfassende Lösung aller Probleme sei.

Wir Jäger sollten es eigentlich besser wissen, gerade weil uns die Natur andauernd andere Wahrheiten präsentiert, doch wir schauen nicht hin – wollen es nicht erkennen. Auch wir benützen fleißig alle uns dargebotenen technischen Hilfsmittel um die jagdlichen Herausforderungen vermeintlich besser meistern zu können. Tausendmeterbüchsen, Nachsichttechnik, Digitalkameras, Drohnen, und vieles mehr. Allesamt sind sie erdacht um uns vor zu gaukeln, dass wir damit den Mangel an Zeit wettmachen könnten. In jedem Fall sollte jedoch ihr Einsatz einer kritischen Hinterfragung ob des tatsächlichen Nutzens standhalten können.

Den Blick auf unsere größte Hirschart richtend, können wir mittlerweile erkennen, dass die Trophäe gemessen an unseren „ästhetischen“ Vorstellungen allerorts eine bemerkenswerte Steigerung erfuhr, aber wir müssen ebenso akzeptieren, dass wir einen nicht unbeträchtlichen Anteil der Verantwortung dafür tragen, zu welchen Dichten sich diese Wildart aufgeschwungen hat. Das Gebot der Stunde ist folglich gerade auf jagdlicher Seite eine Wildregulierung als Instrument der Konfliktlösung in einer gemeinsamen Kulturlandschaft.

Dies kann jedoch nur dann gelingen, wenn wir Jäger es schaffen den Fokus wiederum mehr auf das Wildtier per se zu richten. Nun werden die meisten Weidkameraden diesen Vorwurf nicht verstehen, wohlweislich aus der Überzeugung heraus, dies ohnehin zu tun. Aber ist das wirklich so? Ist es vielmehr nicht so, dass unser jagdliches Sinnen und Trachten der Beute, dem eindeutig legitimen Nutzungsanspruch gilt, ohne uns im gleichen Maße wirklich eingehend mit den Lebensumständen, den Bedürfnissen dieser Wildart zu beschäftigen. Dieses Ansinnen birgt zweierlei Aspekte. Da wäre zum einen, der Tierschutzaspekt der uns gar nicht so schlecht anstehen würde, und zwar alleine aus dem Umstand heraus, dass es die Jagd selbst ist, die die Anwaltschaft über das Wild ausschließlich für sich reklamiert. Zum anderen steckt aber ein sehr praxisorientierter Zweck dahinter, dass nämlich nur die profunde Kenntnis über alle Lebensäußerungen und viel mehr noch über die Hintergründe welche zu diesen führen, jene unabdingbare Basis dafür ist, um eine effiziente und vor allem dem Rotwild angemessene Bejagung durchführen zu können.

Eine der wesentlichen evolutionären Eckpfeiler in der Entwicklung des Rotwildes ist Feindvermeidung. Gerade Rotwild hat es in dieser Hinsicht zu einer außergewöhnlichen Meisterschaft gebracht. Feinvermeidung als erfolgreiche Lebensmaxime kann aber nur gelingen, wenn damit ein hohes Maß an relativ rascher Lernfähigkeit und zwar nicht nur durch Tradition, sondern auch durch flexible Verhaltensänderung des Einzelindividuums verbunden ist. In jedem Fall sind sie jedoch in der Lage diese Reaktionen mit einer Perfektion wie auch Präzision ein zu setzten, die uns immer wieder staunen lässt. Was eben auch bedeutet, dass andererseits der Prädator (Jäger) nur durch ständige situative Anpassungsfähigkeit langfristig Erfolg haben kann. Jene stereotypen Verhaltensweisen wie die allermeisten Jäger sie derzeit leben, lassen uns jedoch im Reigen der Prädatoren in einem eher matten Lichte glänzen. Dabei ist es nicht der ausschließlich geübte Ansatz der uns zu schlechten Jägern degradiert. Der Luchs beispielsweise, hat diese Jagdform seit Jahrtausenden zu seiner erfolgreichsten erkoren. Vielmehr ist es die repetitive Tätigkeit, der Freitag-, Samstag-, Sonntagabendansitz mit dem wir dem Rotwild voll in die Karten spielen. Es grenzt geradezu an naive Blauäugigkeit, zu glauben, dass Mama Hirsch ausgestattet mit leidvoller Erfahrung und wohl behütetem Nachwuchs an ihrer Seite, dieses ständig sich wiederholende Phänomen einfach ignorieren werde.

Im Kontext der vorangegangenen Überlegungen geht es primär um den Faktor Zeit, der offensichtlich in der Zusammenschau unseres jagdlichen Handelns deutlich unterschätzt wird. Wenn wir folglich vom Faktor Zeit sprechen, sprechen wir in erster Linie vom Zeitmanagement. Dies trifft ebenso auf den Umstand zu, dass gerade bei dieser Wildart die situative Flexibilität des Jägers eine sehr hohe sein muss. Am oben angesprochenen Wochenendbeispiel wird ebenso deutlich, dass an einem solchen mit widrigen Verhältnissen zwar massenhaft Zeit wäre um den theoretischen Jagdhorizont zu erweitern, keinesfalls jedoch dem Rotwild nachgestellt werden kann. Wobei „widrige Verhältnisse“ natürlich nicht ausschließlich durch Witterungsbedingungen besetzt sind, sondern alle für das Rotwild relevanten Negativfaktoren, etwa die Störung durch Dritte (Tourismus...), mit einzubeziehen sind. Die Tatsache, dass - gleich dem Wetter - uns auch für die angeführten weiteren Einflussfaktoren keine unmittelbar wirkenden Regelmechanismen zur

Verfügung stehen, betont im Umkehrschluss lediglich die Dringlichkeit des situativ flexiblen Handlungsspielraumes auf jagdlicher Seite.

Es geht nicht nur um den falschen Zeitpunkt vielmehr sind es die zu erwartenden Folgen. Wenn mit hoher Wahrscheinlichkeit der Jagderfolg (die Erbeutung) im wahrsten Sinne des Wortes durch „*schlechte Witterung*“ ausbleibt, ist trotzdem anzunehmen, dass potential erfolgversprechende Revierteile negativ beeinflusst wurden, und die Folgen, anders als beim territorial lebenden Rehwild, eine tage- bis wochenlange Abwesenheit der Rotwildstücke gerade an jenen Örtlichkeiten sein wird an welchen grundsätzlich eine Entnahme gut möglich wäre.

Ein durchaus praktikables Alternativprogramm, auch für widrige Verhältnisse, wäre die Fernerkundung. Hierbei soll nicht die Digitalkamera mit Handyverbindung beworben werden, sondern der Jäger in Persona, bewaffnet mit Fernglas / Spektiv, der von ausgewählten Aussichtspunkten (Gegenhänge, exponierte Geländekanten...) aus, von welchen große Revierteile ohne der Gefahr einer unmittelbaren Wildbeunruhigung, eingesehen werden können. Die Stunden die hierfür „*verplempert*“ werden, sind zugegebenermaßen beträchtlich, zumal die meiste Zeit eben NIX in Anblick kommt. Zwar haben Wildkamera und Co punktuell und nur für den Augenblick einen höheren Informationsgehalt, doch die langfristige Aussagekraft über Wildverteilung und -verhalten, rechtfertigt allemal den Beobachtungsaufwand und kann (zumindest derzeit noch) durch kein digitales Hilfsmittel wettgemacht werden. Der Punkt ist, dass die somit gewonnene Fülle an Daten, planbare Jagdstrategien ermöglichen, welche die Kalkulierbarkeit, wo und vor allem zu welchem Zeitpunkt der Jagderfolg am höchsten sein wird, eminent steigert.

Für Skeptiker sei an dieser Stelle angemerkt, dass es hierfür auch eine probate Überprüfungsmethode gibt. Jeder Jäger bräuchte sich lediglich die Frage stellen, in welchem Verhältnis seine unmittelbaren jagdlichen Aktivitäten zum Erfolg (getätigter Abschuss) stehen. Mit ins Kalkül einbezogen werden muss jedoch die Tatsache, dass alle jagdlichen Aktivitäten direkt am Rotwild, welche nicht im finalen jagdlichen Akt gipfeln, ihrem Wesen nach als potentielle Störung zu bewerten sind, denn: „*Der Wind ist immer nur vor dem Jäger gut*“. In Anbetracht des sehr wahrscheinlichen Falles, dass das Verhältnis: Aktivität zu Erbeutung sehr ungünstig ausfällt, müssen die bisher angewandten Jagdtechniken methodisch und hinsichtlich des zeitlichen Aufwandes kritisch hinterfragt werden. Vor allem, ob es nicht sinnvoller sein könnte, die aufgewendete Zeit besser in die Vorbereitung, sprich Erkundung, Bestätigung mit dem enormen Vorteil der Wildberuhigung zu investieren.

Das Credo unserer Tage ist der rasche Erfolg in allen Lebenslagen. Dabei vergessen gerade wir Jäger geflissentlich darauf, dass dieser rasche Erfolg in der Natur (die mit dem modernen Leben so gar nichts am Hut hat) nur vermittels penibler Vorbereitung eintreten kann, und alles andere lediglich dem Zufall - dem Glück des Jägers zuzuschreiben ist, jedenfalls von keiner großen Weidmannschaft zeugt.

Der möglicherweise vorgebrachte Verweis auf den hohen Erwartungsdruck in Form der Abschusserfüllungspflicht ändert nichts an der Tatsache, dass wir trotz hohem zeitlichen Aufwand sehr ineffizient wirken und als wäre das nicht genug, zwangsläufig die Negativspirale in die Höhe schrauben. Diese Erkenntnis ist nicht neu, sie wird auch vom Großteil der Jägerschaft geteilt, doch die ausbleibende Reaktion lässt alleine den Schluss zu, dass offenkundig der Vorrang anders gearteten Interessenlagen eingeräumt wird.

Welchen bedeutenden Stellenwert der Faktor Zeit bei der Erfüllung der jagdlichen Pflicht hat, kann auch an einer interessanten Entwicklung bei den Österreichischen Bundesforsten festgemacht werden. So führte gerade die Gilde der Berufsjäger, wohlgemerkt jene die direkt beim Grundeigentümergebiet (ÖBF AG) angestellt waren bis vor wenigen Jahren ein klägliches Schattendasein (5 ÖBF Berufsjäger am Bundesweiten Tiefststand). Mittlerweile ist ihre Zunft im direkten Anstellungsverhältnis wiederum auf das acht fache angewachsen. Die Begründung von Seiten des Betriebsmanagements lautet im Wesentlichen, dass die vorrangige Waldentwicklung auf sensiblen Standorten besondere Herausforderungen für die ausübenden Jäger parat hält, welche durch Berufspersonal mit direkter Weisungsbindung besser bewältigt werden können. Bei oberflächlicher Betrachtung könnte dies implizieren, dass folglich nur der Professionist der jagdlichen Probleme Lösung sei. Dies wäre aber eindeutig zu kurz gegriffen, vielmehr sind für eine solche Vorgangsweise völlig logische auf Erfahrungswerten gründende Überlegungen ausschlaggebend, dass nämlich die Umsetzung von prioritären mitunter heiklen Betriebszielen nicht ausgelagert werden kann, sondern nur durch eigenes Personal zu gewährleisten ist.

Fakt ist, dass die Entscheidungsträger im Kontext der hier angestellten Überlegungen offensichtlich ebenfalls erkannt haben, dass das Hauptkriterium in der jagdpraktischen Umsetzung die Schaffung von betrieblichen Strukturen bedingen, die es dem ausübenden Jäger ermöglichen, sich der Aufgabe voll umfänglich zu widmen, um also jederzeit der umweltbedingten Situation angepasst seine Tätigkeit ausüben zu können. Ein weiteres interessantes Detail mit wesentlicher Aussagekraft halten die mittlerweile gemachten Erfahrungen ebenso für uns parat, dass nämlich das Motto „weniger Wild bedeutet auch weniger Zeitaufwand“ keine Bestätigung findet. Eine mitunter bereits erreichte Bestandssenkung (beim Rotwild) mit der Zielsetzung einer Haltung auf niedrigem Bestandsniveau, entlastet das bis dato aufgewendete Zeitbudget kaum, sondern bedingt die mindestens gleiche zeitliche Intensität auf Seiten des ausübenden Jägers.

Jeder Rotwildjäger (egal ob Professionist oder Freizeitjäger) sollte sich folglich bereits im Vorfeld überlegen, ob er in Anbetracht seiner persönlichen Lebensumstände überhaupt in der Lage ist, das nötige Zeitbudget, gepaart mit dem hierfür flexiblen Zeitmanagement aufzubringen. Ist dies nicht der Fall, so muss er sich ebenso darüber im Klaren sein, dass sein Platz nicht in jener Gruppe zu finden ist, in deren Verantwortungsbereich die Abschusserfüllung vor Ort gelegt werden kann. Denn, und das tritt Gedenk der sich immer deutlicher abzeichnenden Veränderungen in unser gemeinsamen Lebensraum immer klarer zu Tage: Jagd ist nicht mehr das beschauliche Hobby unserer Väter, sondern hat sich zu einer anspruchsvollen (Freizeit-) Beschäftigung gewandelt. Auf den Punkt gebracht: Abschusserfüllung (beim Rotwild) ist nicht Sache von Wochenendjägern.

EXKURS: an dieser Stelle sei es gestattet, die Zeitkomponente auch aus einem anderen, aber immerhin Themenverwandten Blickwinkel zu beleuchten. Unser Bundesgebiet besteht bei Leibe nicht nur aus großen Eigenjagden, sondern in den überwiegenden Fällen aus klein strukturiertem Grundeigentum, dass sich in genossenschaftlichen Jagdgebieten wiederfindet. Gerade in diesem ist das Konfliktpotential bezüglich Wildschäden versus Abschussplanerfüllung eine sehr ausgeprägtes, und mündet mithin in einem starken Druck von Seiten der eigentlichen Jagdberechtigten (Grundeigentümer) auf die praktizierenden Jagdausübungsberechtigten (Jagdgesellschaft...). Darauf angesprochen, dass es doch im ureigensten Interesse der Grundeigentümer liegen müsse, diesen Konflikt zu lösen, indem sie beispielsweise selbst jagdlich tätig werden, reagiert das Groß immer mit derselben stereotypen Antwort, dass nämlich - wie zu erwarten wäre - das jagdliche Können und/oder Interesse nicht vorhanden sei, sondern schlichtweg hierfür „keine Zeit“ zur Verfügung stünde. Ein Paradoxon also, dass die Grundeigentümer den notwendigen Zeitaufwand zwar eindeutig erkennen, diesen vom Jagdausübungsberechtigten selbstredend einfordern, sich selbst jedoch nicht im Stand sehen, einen solchen im Eigeninteresse aufbringen zu können!?! EXKURSENDE.

Eine Option, und das erscheint dem Autor als wesentlicher Diskussionsbeitrag im Kontext von „Zeit am Wild“, könnte vor allem darin bestehen, dass die Bedeutung des jagdlichen „team working“ auch im Gebirge wiederum mehr aus seinem Schattendasein geholt würde. Bedenken wir doch, dass sich das Weidwerk über Jahrtausende ausschließlich nur im Plural verstand. Der alleine agierende Gebirgsjäger ist eindeutig eine Erfindung der jüngeren Vergangenheit, in der das Bild vom einsamen, heroischen Jägerhelden bis zur Lächerlichkeit hochstilisiert wurde. Fakt ist, dass jagdliche Notwendigkeiten (Wildregulierung???) immer eine Sache der Gemeinschaft waren. Diese Jagdgemeinschaft gilt es, gerade aus Ermangelung an nötigem individuellem und flexiblem Zeitbudget in der Klientel der Freizeitjäger, wieder mehr zu beleben. Wobei an dieser Stelle nicht der unbestritten praktikablen Gemeinschaftsjagd der Weg bereitet werden soll, sondern vielmehr der Fokus auf eine planvolle Aufgabenverteilung, etwa bei der thematisierten Wildbestätigung zu richten wäre.

Zusammenfassend müssen wir erkennen, dass die offensichtlich knapp bemessene Zeit, welche einem Großteil der Jäger für ihre Passion zur Verfügung steht nicht in jenem Maße genutzt wird, als es einer sinnvollen Rotwildbewirtschaftung unter klar erkennbarem Einbezug der Lebensbedingungen dieser Wildart, zuträglich wäre. Ein Großteil der Jägerschaft versteht sich zwar als Anwalt des Wildes, handelt jedoch nur dann in diesem Sinne, wenn die Pflicht deckungsgleich der Kür ist. Als Abschluss, und gleichsam als denkwürdiges Beispiel ist dem Autor kein einziger Weidkamerad bekannt, der sich für die notwendige Abschusserfüllung von Schmalstücken im Frühsommer einige Tage Urlaub nehmen würde, dahingegen ist die Hirschbrunft ein umfassender Garant für die fixe Verplanung von Tagen bis Wochen am Urlaubskalender. Offensichtlich ist die Zeit die wir Jäger für unsere Passion aufwenden, im wahren Sinne des Wortes kostbar. Arbeiten wir also daran, dieses wertvolle Gut zum Wohle des Wildes, sowie seines Lebensraumes (Pflicht) und den sich ALLEINE aus diesem Titel rechtfertigenden jagdlichen Freuden (Kür) besser zu nutzen.

JAGD VERPFLICHTET
(Rotwildjagd auch)

Helmut NEUBACHER, Büro für Wildtiermanagement

„Wechsel – Wild“

Wild

„Wild im Sinne der Wildbiologie umfasst die Gesamtheit der auf der Erde vorkommenden jagdbaren Landwirbeltiere, zum Unterschied von fischbaren (Fische) oder sammelbaren (Schnecken, Frösche, Insekten) Tieren. Nach Jagdrecht gelten als Wild die „jagdbaren wildlebenden Tiere“, also die in den jagdrechtlichen Vorschriften aufgelisteten Arten. Wild nach dieser Definition bleiben selbst die Arten, die nach dem Jagdrecht ganzjährig geschont werden.“

Alleine der Begriff teilt uns mit dass wir mit wild lebenden Arten zu tun haben und dem gegenüber steht unsere Kulturlandschaft die die Wechsel des Wildes beeinflusst. Diese Beeinflussung findet durch zahlreiche Nutzer der Natur statt, welche sich von A bis Z, wenn man so will von Anglern bis hin zu Zeltlagern, zieht.

Wechselwild

Schalenwild, das nicht als Standwild in einem bestimmten Revier oder Gebiet ist, sondern aus bestimmten Gründen wie die Brunft oder Äsungsangebot zu wechselt und das Revier oder Gebiet bald wieder verlässt.

Wildwechsel- kennen wir alle- Wege auf denen sich Wild bewegt, alternativ: Pass

Der Satz die Natur gehört allen stimmt nicht. Wir haben nun einmal niedergeschriebene Gesetze die das Eigentum regeln, wir haben Gesetze die die Nutzung der Natur Regeln und wir haben unzählbare Nutzer dieser Natur im positivem wie im negativen Sinne.

Gruppen/ Nutzer

Ich möchte aber nicht mit Jägern und mit Forstleuten beginnen, ich möchte mit allen Menschen beginnen die die Natur nutzen, sich aber nicht damit beschäftigen. Wir erleben aufgrund der aktuellen Situation einen Boom der Natur. Viele Menschen haben aus irgendwelchen Medien entnommen dass das Virus offensichtlich Naturräume meidet und auch die eindeutige Empfehlung erhalten, dass diese Naturräume genutzt werden sollen. Was dabei aber übersehen wird ist, dass die Wechsel des Wildes, durch diese Naturräume führen. Wildwechsel die meist alternativlos sind und somit beginnt sich das Rad zu drehen. Tausende Menschen bewegen sich frei in Flächen die für unser Wild überlebensnotwendig sind, tausende Menschen unterbrechen natürliche Wanderungen unserer Wildtiere und weitere Tausende Menschen zerbrechen sich nicht den Kopf darüber was ein einziger falscher Schritt auslösen kann. Es ist erschreckend wie wenig Interesse seitens vieler Leute, welche Natur nutzen, aufgebracht wird. Es ist aber erfreulich dass es immer wieder motivierte Leute und Gruppierungen gibt, welche solch eine Veranstaltung wie hier, Projekte und weitere Maßnahmen setzen und diese Angebote auch nutzen. Es geht nicht um Bestrafung diverser Nutzer, es geht darum Wissen um die Situation zu verbreiten, dazu sind alle hier aufgefordert.

Nun aber zu einem meiner Lieblingsthemen. Speziell Forstleute und Jäger, ja wir sind die am höchsten ausgebildeten Personen und im erlesenen Kreis derer, die Natur zumeist nicht nur nutzen sondern auch verstehen. Wir sind die Menschen die in der Lage sind Wissen zu vermitteln- jedoch wird man doch sehr oft enttäuscht- sehr oft von der eigenen Zunft- womit ich beim Jäger lande.

Jäger

Der Jäger ist derjenige, der Tag und Nacht draußen verbringt, der das wohl beste Wissen um unser Wild hat und der sehr genau Bescheid weiß, wann und wohin die Wege des Wildes führen. Er ist derjenige der beobachtet und studiert wie sich Wild bewegt egal zu welcher Jahreszeit und derjenige, der die Verpflichtung hat dieses Wissen an jene weiterzutragen die es eigentlich nicht interessiert.

Ich werde noch eine Geschichte erzählen, eine Geschichte die frei erfunden ist und meiner Feder entspringt, mit Sicherheit aber oft die Realität trifft, die Geschichte handelt von Bruno- Bruno ist ein Rotwildkalb... Aufgrund seiner sozialen Lebensweise und seiner Wanderfreude passt es perfekt zum Thema „Wechsel des Wildes“

Bruno

Wir befinden uns in einer wunderschönen durchforsteten Bergwald irgendwo in den Gailtaler Alpen. In einem durchforsteten Fichtenreinbestand, dessen Boden kein Leben aufweist, da die Nadeln der letzten 40

Jahre, welche von den viel zu langen und wenig stabilen Fichten abgeworfen wurden, zu einer Verkargung des Waldbodens geführt haben. Ein Rottier jungen Alters, hat sich von seinem angestammten Rudel abgesondert, um sein erstes Kalb zu setzen. Dies dauert einfach ein paar Tage da dies die Natur so vorgibt. Das Rottier ist nervös, nicht ob des Setzens, nein es ist nervös ob der Tatsache, dass direkt am Rand des Bestandes eine Forststraße vorbeiführt. In der nahegelegenen Gemeinde wurde vor einigen Monaten beschlossen, dass diese Forststraße im montanen Bereich, zu einem Radweg ausgebaut wird. Die Lauscher des hochträchtigen Tieres spitzen sich, als es talwärts zu kleppern beginnt. Radfahrer am Weg ins Tal. Für das Rottier unberechenbar und aufgrund der Geschwindigkeit eine Gefahr. Rottier nichts Böses wollend, rauschen die Radfahrer im Eiltempo vorbei. Dies ist das erste Mal, dass die Wege des ungeborenen Bruno die Wege des Menschen kreuzen- für die jeweiligen Radfahrer ein paar Sekunden ihrer Freizeit, für das Rottier eine alltägliche Qual ohne Chance auf Gewöhnung.

Bruno wird in eben jenem Bestand geboren und verbringt dort, mit seiner Mutter, die ersten Tage seines Lebens. Er hat theoretisch gute Chancen zu überleben, er ist männlich, die aktuellen Regeln der Jagd geben vor das reduziert wird, dies passiert hauptsächlich beim weiblichen Wild. Seine Mutter sucht aufgrund der lauernenden Gefahren und der fehlenden Ruhe, immer wieder nachts die Äsungsflächen auf, um genügend Milch für ihr Kalb zu produzieren, welches sich, trotz aller Umstände, prächtig entwickelt.

Nach einigen Wochen kehrt das junge Rottier mit seinem Kalb zu seinem angestammten Rudel in den altbewährten Estand zurück, dieser liegt außerhalb der Gefahrenzone, dieser liegt weit oberhalb der Wirtschaftswälder die mit Fichten gespickt sind, dieser liegt weit außerhalb des Einflussbereichs der Radfahrer, dies ist der Sommereinstand des kleinen Rotwildrudels. In den Latschen- und Grünerlenfeldern kann das Rotwild seit je her, ungestört den Sommer verbringen.

Möchte man meinen. Plötzlich fegt ein riesiger Schatten über die dunkelgrünen Latschen, nur wenige Meter ober den Häuptern des Rudels hinweg. Paragleiten ist eine neue bzw. alte Modesportart die momentan wieder aufblüht und unserem Wild auch die Gefahr symbolisiert. Auch der Paragleiter, der mehrmals beinahe die Häupter streift will dem Wild nichts Böses, er will einfach nur Freizeit genießen. Er ist nicht gebunden er startet und landet wo er will- unberechenbar eben. Dies ist das erste Mal, dass sich die Wege des geborenen Bruno mit dem des Menschen kreuzen.

Wir haben den 1. Juli. Laut vielen Jagdgesetzen beginnt die Jagd auf das Rotwild, beziehungsweise auf führende Tiere und deren Kälber. Die Abschusspläne der jeweiligen Jägerschaften sind prall voll, da Schadsituationen, die da und dort auftreten, mehrheitlich dem Rotwild geschuldet sind oder zugerechnet werden, und eine Reduktion auch möglichst früh im Jahr beginnen muss.

Ab sofort gilt es dem Kahlwild, das kleine Rudel, welches derzeit in einer Gemeindejagd steht ist im jagdlichen Visier. Beinahe täglich kreuzen sich die Wege des kleinen Rudels mit einer oder einem der motivierten ortsansässigen Jägerinnen oder Jäger. Für die Jäger ist es Sporen verdienen, sich einen Hirsch verdienen, die Natur zu genießen und einen Beitrag zur Reduktion leisten, für das Wild ist es andauernder Stress- Tag ein Tag aus. Bruno lernt auf seinen Wegen die Wege des Jägers kennen, doch er und seine Partie haben Glück. Die jahrelang andauernde Erfahrung des Leittiers, hat das Rudel aus jeder erdenklichen Gefahrensituation gerettet.

Wir sind im September und das kleine Rudel hat sich auf den Brunftplatz begeben. Wieder kreuzen die Wege des Jägers andauernd die Wege des Wildes. Es gilt dem Brunfthirsch, einer heiß begehrten Trophäe unserer Zeit besonders in den Bergen. Für den Jäger ist die Jagd auf den Hirsch womöglich die Krönung des Jahres und unzählige unserer Zunft strömen hinauf auf die Brunftplätze ohne zu bedenken, dass der Stress der Dauerbejagung langsam seine Spuren zeigt. Zu oft kreuzen sich wieder die Wege unkoordinierter Jäger, die dem Wild generell nichts Schlechtes wollen, mit den Wegen des Wildes. Jedes Mal müssen Fluchtstrecken absolviert werden, die kein Jäger jemals zurücklegen müsste, geschweige denn könnte! Unzählige Male hörte Bruno den lauten Knall der Büchse über das Tal rauschen, doch er weiß noch nicht wirklich was er damit anfangen soll.

Die Brunft ist vorbei, das Alttier steuert sein Rudel über den einen, wohlgewählten Wechsel in den Wintereinstand wo die Notzeit verbracht werden soll. Vor fünf Jahren noch war dieser Estand, mit genügend Äsungsmöglichkeiten frei von jeglichen, menschlichen Einflüssen, doch eine weitere Forststraße hat dies verändert. Es ist kein unberührtes Gebiet mehr das Deckungs- sowie Äsungsmöglichkeiten, auch in

der harten Zeit bietet, nein, es ist ein Wald geworden, der den wirtschaftlichen Prinzipien unserer Zeit unterliegt und der seinem Besitzer eine finanzielle Grundlage bieten soll. Es liegt Schnee, früh im Dezember, und es ist für das kleine Rudel mühsam an die letzten verdorrten Himbeerstauden zu kommen die ein wenig Energie für den Tag liefern, da erhascht eines der Tiere den frischen Duft der Silage eines nahegelegenen Bauernhofes. Um ihr Rudel zu führen und zu versorgen wird Nachts die Silage über sichere Wechsel aufgesucht, die in keiner bösen Absicht in einem nahegelegenen Graben entsorgt wurde. Alleine die verlockend riechenden Reste dieser Silage, die das Nutzvieh des Bauern verschmäht haben, reichen aus um mehrere hungrige Äser zu versorgen. Ein Verlassen der sicheren Kultur ist während des Tages auch nicht möglich, da die Forststraße für Schitourengeher und Schneeschuhwanderer eine der attraktivsten Aufstiegsrouten, auf deren Hausberg ist. Der Silo bleibt die einzige Äsungsquelle die gefahrlos aufgesucht werden kann. Weder der nahegelegene Landwirt noch der Naturraumnutzer bemerken und denken nicht darüber nach, dass das Rudel keine andere Möglichkeit hat sich zu versorgen oder dies aufgrund der herrschenden Gefahr für sie die einzig wahrnehmbare Möglichkeit ist.

Strukturlose Äsung, die in der Menge reicht, aber den Pansen reizt. Einzig die strukturreiche Rinde der Bäume im Einstand kann diese schwierige Situation für das Wild noch ansatzweise ausmerzen-Schälschaden!

Die Ironie in diesem Fall ist: die einzige verbleibende Nahrungsquelle die das Rudel zum Überleben braucht, hat einen direkten Einfluss auf den Einstand. Ein Schaden, der vielen Waldbauern ein Dorn im Auge ist, und zweifelsohne erhebliche, wirtschaftlichen Folgen hat, der sich unter den gegebenen Voraussetzungen aber nicht vermeiden lässt- die Forstbehörde und die Jägerschaft tritt auf den Plan und es soll dem Rudel des kleinen Bruno an den Kragen gehen. Wieder versuchen die Jäger, diesmal von Seiten der Bezirksbehörde „bescheid mäßig verordnet“, ihrer Aufgabe nachzukommen, und den Wildstand zu reduzieren- Schadhirsche werden sie genannt. Unkontrolliert wird von allen Seiten gejägert und es kommt nichts zur Strecke. Über einen altbewährten Wechsel hat das erfahrene Leittier das kleine Rudel wieder einmal aus der Gefahrenzone gebracht. Wieder haben wir ein Beispiel, bei dem sich die Wege der Menschen mit den Wecheln des Wildes kreuzen und dies, ein weiteres Mal, zum Nachteil der Wildtiere. Zu kräftezehrend und zu groß waren die Strapazen der vergangenen Tage und ein körperlich schwächeres Stück aus dem Rudel verendet.

Der Winter verstreicht und Bruno muss weichen- die Biologie gibt es so vor. Der Kreislauf für das Muttertier beginnt von vorne, doch wir begleiten Bruno weiter auf seinem Lebensweg. Einige Wechsel die ihm seine Mutter zeigte, konnte er sich merken, auf diesen bewegt er sich jetzt. Er ist ein ordentlicher Schmalspießer geworden, der von seiner körperlichen Entwicklung her gut gereift ist und der sich ab sofort mit einer ganzen Meute von Junghirschen durch die Kulturlandschaft des Gailtales manövrieren muss. Sie wechseln einen Sommereinstand an, der von vielen weiteren männlichen Stücken als solcher genutzt wird. Eine Hochlage in den Karnischen Alpen bestehend aus tiefen und schroffen Gräben endlosen Grünerlen- und Latschenfeldern die Einstand, Ruhe und Äsung bieten. Er befindet sich in einem Gebiet, in dem es gelenkten Tourismus gibt. Der einzige Hirte kreuzt hie und da seinen Weg, doch der stört ihn und auch seine Kollegen nicht, da er tag täglich die gleiche Route wählt, er vermittelt irgendwo Sicherheit. Die Wege kreuzen sich morgens und abends. Im Gegenhang erkennt man die Jäger die die Feisthirsche beobachten. Die Brunft verstreicht für den jungen Bruno ohne großen Stress, er ist zu jung um im Konzert der großen mitspielen zu können. Im Jänner gibt es sehr viel Schnee, das Rotwild ist gezwungen sich ins Tal zu bewegen. Nicht weil es Freude daran hat sich in Fichtenäcker, die der Schule der Forstwirtschaft der 70er und 80er entsprungen sind, einzustellen und dort Schaden anzurichten, nein sie müssen es. Die einzige verbleibende Nahrungsquelle in den eingeschneiten Beständen ist die Rinde der Picea Abies- die der Fichte. Kein Baum steht sinnbildlicher für unsere Kulturlandschaft als die Fichte, und nichts polarisiert mehr als eine geschälte Fichte. Wir haben Februar im zweiten Lebensjahr unseres Brunos und wieder kreuzen sich seine Wege mit denen des Jägers- diesmal in der Schonzeit. Viel zu oft wurde in letzter Zeit das Wild herangezogen und in der Schonzeit, in der absoluten Notzeit, für Verfehlnisse der Kulturlandschaft und besonders die der Kultivierer, beschuldigt. Oben gibt es keine Ruhe und keine Äsung, unten gibt es zumindest Äsung, muss sich der junge Bruno wohl gedacht haben.

Die Jahre verstreichen und mittlerweile hat Bruno seinen ruhigen Sommereinstand und seinen sicheren Wintereinstand gefunden, welchen er jeweils und regelmäßig aufsucht. Seine Wechsel kreuzen sich kaum noch mit jenen der Menschen, er hat gelernt. Er hat gelernt sich geschickt den ungunstigen Gerüchen und

störenden Geräuschen der Wanderer, Radfahrer, Schwammerlsucher, etc., zu entziehen. Immer kräfteschonender ist ihm das möglich. Einzig in der Brunft da treibt es ihn hinaus. Nicht weil er will, er muss. Bruno ist jetzt Zehn Jahre alt und ein Mensch kennt ihn noch, der Jäger der ihn seit Jahren beobachtet, der Jäger dessen Wege sich mit Brunos Wechseln nicht kreuzen, sondern dessen Wechsel der Jäger kennt und immer aus Sicherer Entfernung ausspekuliert. Er hat Zeit und er erfreut sich jedes Jahr daran Bruno zu sehen wenn er aus seinem Sommereinstand auf den Brunftplatz zieht.

Viele strenge Winter hat er überlebt, geschickt hat er sich den Läufen der Jäger entzogen wenn es darum ging, die ach so berühmten Schadhirsche der Mittelklasse zu erlegen, in seiner Jugend traf ihn pauschale Schuld, doch er ließ sich nie zur Verantwortung ziehen. Oftmals hat er das Geräusch des Schusses gehört doch es galt nie ihm. Er hat alle Sportarten, Freizeitbeschäftigungen und Jagdmethoden kennen gelernt, alle Äsungsvarianten und die damit verbundenen Ruhezeiten oder Gefahren. Unter widrigsten Umständen hat er sich behauptet.

Bruno ist nun ein richtig reifes, erfahrenes Stück Rotwild am Zenit seines Lebens. Im Folgejahr betritt Bruno ein letztes Mal den Brunftplatz den er seit Jahren anwechselt. Der drang sich zu vermehren lässt ihn alle Vorsicht die er sich erarbeitet hat vergessen und so steht er dem Jäger, der ihn über Jahre beobachtet hat, gegenüber...

Der Wechsel des Wildes und der Weg des Jägers kreuzen sich ein letztes Mal...

Abschluss Geschichte

Warum habe ich das heute in der Form gebracht? Ich habe das heute so gemacht, weil ich davon überzeugt bin das Wildtiere, Wildtiere sind. Wir Menschen sind es, die sich verändern können wenn etwas nicht passt, wir können Orte wechseln, wir können Berufe wechseln, wir können alles Erdenkliche wechseln um Ruhe für uns selbst zu finden. Wir sind es die lernen und verstehen müssen, was wechseln für das Wild bedeutet: Für Wild heißt wechseln sich bewegen, sie verändern nur den Ort sonst nichts, sie wechseln um zu überleben.

Raphael GRESSEL, BJM-Stv., Alm- und Landwirt



Medieninhaber und Herausgeber, Verleger:

Nationalparkrat Hohe Tauern

Kirchplatz 2, 9971 Matri

Tel.: +43 (0) 4875 / 5112 | E-Mail: nationalparkrat@hohetauern.at



www.hohetauern.at